

Reiseberichte Südamerika 2002

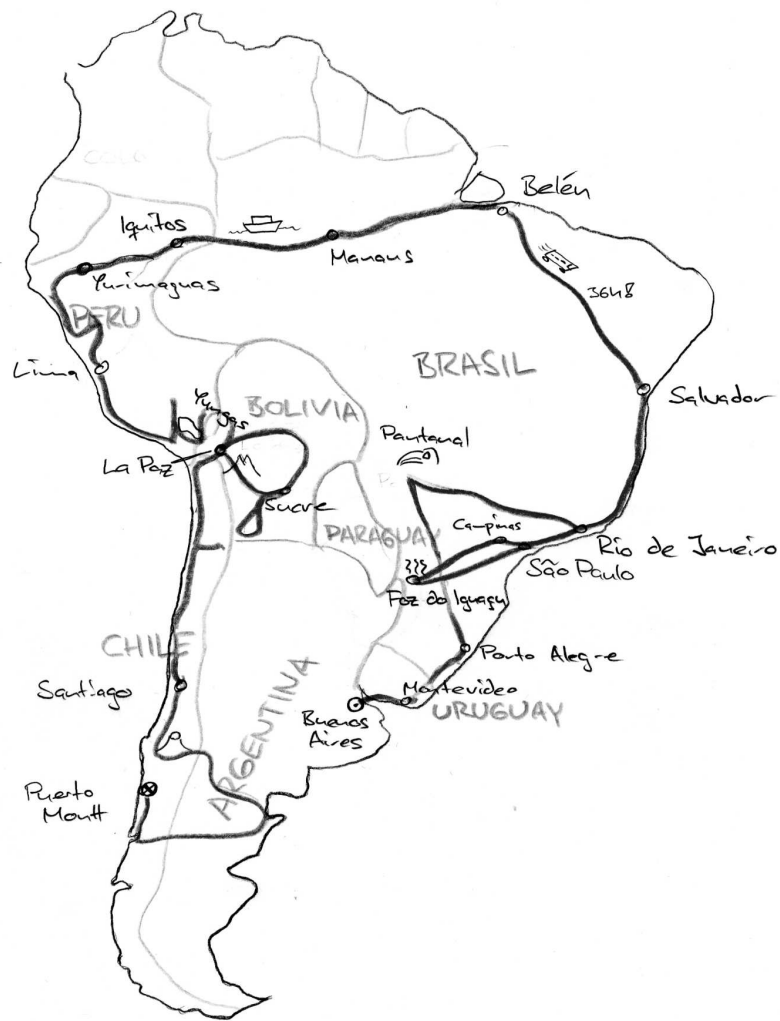
Alain Brenzikofer

Dezember 2003

Dieser Text ist frei erhältlich unter: www.brenzi.buz.ch

1. Auflage: Dezember 2003
2. Auflage: April 2004

Druck: Reprographie EPF Lausanne
Alle Rechte vorbehalten
© Alain Brenzikofer



FÜR CHARLOTTE

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	8
06.03.02 Puerto Montt	9
15.03.02 Osorno, Chile	9
22.03.02 Temuco, Chile	12
29.03.02 La Serena, Chile	13
04.04.02 La Serena, Chile	17
10.04.02 Iquique, Chile	23
19.04.02 La Paz, Bolivia	26
29.04.02 Sucre, Bolivia	31
06.05.02 Sucre, Bolivia	36
20.05.02 Santa Cruz, Bolivia	37
29.05.02 La Paz, Bolivia	53
14.06.02 Copacabana, Bolivia	61
18.06.02 Puno, Peru	69
25.06.02 Cusco, Peru	75
06.07.02 Pisco, Peru	83
20.07.02 Huaraz, Peru	87
04.08.02 Iquitos, Peru	91
19.08.02 Salvador, Brasil	103
04.09.02 Vitoria, Brasil	111

15.09.02 Rio de Janeiro, Brasil	113
29.09.02 Bonito, Brasil	121
13.10.02 Buenos Aires, Argentina	127
28.10.02 zu Hause	131
Anhang	134
A Reisestatistik	134
A.1 Kilometer	134
A.2 Zeit	134
A.3 Alltagskosten	135
A.4 Geldverbrauch	136

Vorwort

Während meiner Südamerikareise schickte ich regelmässig Reiseberichte nach Hause. Waren die Berichte am Anfang noch kurz und bündig, so wurden sie je länger je ausgedehnter und schon während ich sie schrieb träumte ich davon, ein Buch daraus zu machen, wenn ich wieder zu Hause bin. Ursprünglich ging es mir darum, meine Freunde auf dem Laufenden zu halten und zu unterhalten, später schrieb ich die Berichte auch vor allem für mich selbst, um das erlebte zu verdauen.

Um die Authentizität zu erhalten habe ich die Berichte nur sprachlich überarbeitet und allenfalls etwas mit Tagebucheinträgen und Erinnerungen ergänzt. Oft genug musste ich während meiner Reise meine Ansichten überdenken und revidieren. Damit diese Entwicklung in den Texten erhalten bleibt, habe ich keine der Äusserungen gestrichen, die ich im Nachhinein lieber streichen würde. Bemerkungen, die beim Überarbeiten hinzukamen, sind *kursiv* gedruckt.

Ich bedanke mich bei meiner Mutter, Irène Brenzikofer, die mich als Lektorin bei der Arbeit an diesem Buch unterstützte.

06.03.02 Puerto Montt

Nach 20h Zusammenfallen und Knieabwetzen in 3 verschiedenen Flugzeugen sind Charlotte und ich heil angekommen. Claudio und Stefan, die denselben Flug gebucht hatten, verliessen uns in Buenos Aires, um sich schon früher ins grossstädtische Abenteuer zu werfen und anschliessend Patagonien zu entdecken.

In Santiago wars noch sonnig schwül, hier unten aber nass und kühl. Wir hoffen auf Wetterbesserung, um eine kleine Fjord-Tour mit dem Schiff zu machen. Vorläufig geniessen wir aber unser gemütliches Zimmerchen und die Vorfreude auf unser verdientes Nachtessen.

15.03.02 Osorno, Chile

Da uns der Reiz Patagoniens packte, entschieden wir uns, statt direkt in den Norden zu ziehen, erst mal eine Runde im Süden zu drehen. Da die Fähre nach Chacabuco ausgebucht war, liessen wir uns auf eine mehrtägige Bus- und Schifffahrt ein. Über Chiloé gelangten wir nach Chaiten und in einem zurechtgeklebten Minibus auf dem "Camino Austral", einer Schotterstrasse mit X-tausend Schlaglöchern, aber durch die schönste Wildnis, nach Coyhaique. Unterwegs trafen wir auf einen etwas paranoiden Ami, der sich aus Angst vor der west-weltweiten Apokalypse nach Chile verkriecht und ein Luxushotel aufbauen und gross abkassieren will. Er konnte nicht verstehen, wie jemand ein Hostal betreiben kann. Mit Backpackern sei nun mal kein Geld zu machen. Auch wenn seine Paranoia auf vernünftigen Argumenten beruhte ("U know, I ga friends in CIA!") und sein Monolog zu einem interessanten Dialog hätte führen können, wäre nicht unser Bus gekommen, so war mir das Ganze doch mit etwas zu viel Ami-Faktor versehen.

Die Fahrt war trotz mässigem Wetter einmalig. Die Landschaft liess uns immer wieder vergessen, dass wir auf einem schmalen Sitz eingeklemmt waren und wegen Durch-

zug ständig leicht froren. Die Lenkung des Buses hatte etwa eine halbe Drehung Spiel, was auf der Schotterstrasse noch nicht aufgefallen war, den Bus auf Teer aber sehr ins Wabbeln brachte. Mit etwa 4h Verspätung erreichten wir Coyhaique. Die freundliche Familie des Busfahrers nahm uns für zwei Nächte auf. Die Mama war zwar etwas belehrend-mütterlich, aber nett, und wir hatten Gelegenheit, unser Spanisch zu trainieren. Wenn die Chilenen auch ein grauenhaft unverständliches Spanisch sprechen, so klappts doch immer besser.

Charlottes Geburtstag kam, und ich Affe hatte kein Geschenk, ja noch nicht einmal ein Kärtchen vorbereitet. Der Ausflug nach Aisén war ein Reinfall, da wir weder fjordähnliche Landschaft fanden noch ein geöffnetes, gemütliches Café. Charlotte hatte sich den Tag doch etwas anders vorgestellt, und die Stimmung war nicht die beste. Wir retteten den Tag mit einem guten Abendessen in einem romantischen Restaurant und angeregter Unterhaltung.

Um nicht auf demselben Weg in den Norden zurück zu kehren, wählten wir die Route über Argentinien. Die Fahrt brachte uns vom grünen Bergland an vulkanischen Höckern vorbei in öde Steppenlandschaft. An einer Tankstelle am Rande einer staubigen Stadt mitten in der argentinischen Pampa fanden wir uns wieder. Sarmiento nennt sich die Stadt, an deren Rand wir nun standen. Elend lange brauchten wir, um eine Unterkunft zu finden. Ebenso lange benötigten wir, um zu Nahrung zu gelangen. Schliesslich assen wir im "Heidy's". Mit der Schweiz hatte aber weder der Wirt, noch das Essen, noch das geschmacklose Interieur zu tun. In der Nacht streunt hier die Jugend in den Strassen herum oder donnert mit möglichst lauten Motorrädern die zehn Strassen auf und ab. Wir wählten das Hotel.

Am neuen Tag fanden wir etwas ausserhalb der Stadt einen kleinen Fluss, an dessen Ufer wir uns individuell der Musse widmeten.

Wegen der aktuellen Wirtschaftslage ist Argentinien für Reisende sehr günstig geworden. Der Dollarkurs ist etwas

intransparent. Die Banken wollen nicht wechseln, oder nur Hundertdollarnoten, die Argentinier versuchen es ersteinmal mit 1:1 und lassen sich dann von 1:1.4 überzeugen. Eigentlich ist der Kurs ab Bancomat aber 2.2, was wir leider etwas spät erfuhren. Verlässliche Informationen sind schwer erhältlich, da der Kurs mit jedem Tag sinkt. Mittlerweile ist Argentinien jedenfalls billiger als Chile!

Wie sich später herausgestellt hat, war der Wechselkurs von 1.4 eine Massnahme der Regierung. Zudem wurde die Menge an Dollars, die eine Bank pro Tag wechseln darf, beschränkt.

Die somit eigentlich doppelt überteuerte Busfahrt nach Bariloche dauerte 11h. Wie recht oft in Patagonien siehts da aus wie in der Schweiz, nur viel wilder. Fanden wir in Chile fast ausschliesslich einfache Holzhütten, so waren es in diesem Touriort plötzlich sehr protzige Bauten, Chalets und Bonzencabanas. Wir passten uns dem Standard an und guckten "Vanilla Sky" im Kino. Mit einem Walliser Pärchen fuhren wir nach Llao-Llao (in Argentinien: "schauschau"), ein Naturreservat mit Luxushotel. Wegen konstanten Regens gingen wir auf ein Kaffeekränzchen ins Hotel. Eigentlich wars Bier. Unser mitgebrachtes Picknick assen wir dann an der Bushaltestelle. Die Landschaft wäre sicher traumhaft gewesen, aber wie in der Schweiz halt oft verregnet. Eigentlich sind wir ja auch nicht hierhergekommen, um die Schweiz zu finden.

Da ich wiederum etwas Zeit für mich alleine brauchte, ging ich mit meinem Buch in ein gemütliches Café. Ich genoss die Einsamkeit sehr. Nur ich, ein guter Cappuccino und Alain de Botton. Irgendwo am anderen Ende dieser Welt, aber eben doch genau hier und jetzt.

Früh am nächsten Morgen nahmen wir den Bus nach Osorno auf einer Bilderbuchroute durch die Anden. Die Stimmung der Wolkenschwaden, die in den Bergwäldern hingen, und der saftigen Farben, die in der Ferne durch Nebel getrübt wurden, verlangten nach Miles' "kind of blue".

Jetzt sind wir in Osorno und hoffen auf gutes Wetter. Bisher konnten wir wegen dem Regen noch keine Wanderung machen. Ein Verbrechen bei dieser Landschaft. Ich möchte sehr gerne noch einen Vulkan besteigen, bevor wir in den wärmeren Norden ziehen.

22.03.02 Temuco, Chile

Da das Wetter nur zaghafte besser wurde, begnügten wir uns am Samstag mit dem Besuch der "aguas calientes" (Therme) und einem mittleren Spaziergang durch das Dickicht des Puyehue Nationalparks mit enorm dichten Bambusbüschen und moosüberwucherten, verschlungenen Bäumen. Weiter ging's nach Pucon, einer Adventure-Sport Hochburg. Endlich war das Wetter vielversprechend, und wir wagten eine Tour auf den Villarica Vulkan (2800m, wovon 1000m zu bewältigen waren). Der Aufstieg war zu 3/4 im Schnee, gegen Schluss mit Steigeisen. Charlotte, die ihre Bedenken anfangs kaum verbergen konnte, hielt wacker mit. Oben angekommen war vom Krater gar nix zu sehen, da uns eine dicke Wolke einhüllte. Nur die schweflige Luft verrät, dass man sich auf dem Krater eines aktiven Vulkans befand. Nach kurzem, aber heftigen Hustenanfall entschloss ich mich, mein Sandwich lieber etwas abseits zu verzehren.

Runter ging's, für einmal freiwillig und mit Eispickel als Bremse, auf dem Hinterteil rutschend. Beinahe wäre ich in meinem Übermut auf der falschen Seite des Vulkans runtergerutscht. Die anderen waren weit hinter mir und ich konnte im Nebel nur den Stimmen nach erahnen, wo's lang ging. Die Tatsache, dass man vor sich nur weiss sah, machte die Rutschfahrt um so spannender.

Die nächsten zwei Tage verbrachten wir hauptsächlich auf unserer hübschen Hinterhofveranda. Nur einen Tag später wäre das Wetter für den Villarica besser gewesen.

Charlotte wünschte eine gemütliche Kayaktour auf dem See.

Langsam aber sicher habe ich das Gefühl, auf diesem Kontinent angekommen zu sein. Die Seele geht ja bekanntlich zu Fuss. Während der letzten Busfahrt genoss ich den Aufbruch ins Ungewisse, vor allem aber, dass dies jetzt für längere Zeit meine Lebensweise darstellen wird. Noch vermisse ich gar nichts von zu Hause, aber vorläufig ist Charlotte ja noch bei mir.

Heute sind wir in Temuco. Dass wir schon heute Abend den Zug nach Santiago nehmen, erübrigt weiteren Kommentar.

Habe ich schon erwähnt, dass die chilenische Kaffeekultur aus Instant-Nescafé besteht? Meine Pfütze neben dem Bildschirm erinnert mich nur gerade daran. Eigentlich erstaunlich – bezieht Europa seinen Kaffee nicht grösstenteils aus Teilen Südamerikas?

Wie ich mittlerweile erfahren habe, wird der Nescafé für Südamerika auch in Südamerika selber hergestellt. Der verarbeitete Kaffee stammt aber aus Asien, die lokalen Kaffeebauern gehen leer aus. Der Kaffee ist auch verhältnismässig teuer. Den Wirten scheint das aber lieber zu sein, als die Anschaffung einer Kaffeemaschine.

Je weiter wir in den Norden geraten, desto mehr sinkt der Standard. War er bis vor kurzem noch sehr mitteleuropäisch sicher und recht sauber, so wird er zunehmend südländisch – was für diesen Kontinenten aber sicher noch hoher Standard ist – und alles wird billiger. Der europäische Einfluss ist aber immer noch unverkennbar. Ich freue mich aber auf das Fremde, welches ich besonders an Orten wie dem Schweiz-ähnlichen Bariloche noch nicht zu spüren bekam!

29.03.02 La Serena, Chile

Im letzten Bericht wurde ich Temuco nicht ganz gerecht. Wir sind einfach im schäbigsten Quartier gelandet. Trotzdem ist die Stadt nichts Besonderes und die für uns einzi-

ge Attraktion, ein Museum über die Mapuche, die hiesigen Ureinwohner, war wegen Renovation geschlossen. So fuhren wir mit dem Zug 14h durch die Nacht nach Santiago.

Nach der üblichen anfänglichen Verwirrung in einer Grossstadt fing Santiago an, mir zu gefallen. Unsere Absteige war voll mit friedlichen Reisenden, die alle etwas von ihren Geschichten preisgaben. Am Samstag begrüßte uns die Fussgängerzone mit einer guten Folk-Gruppe von chilenischen Strassenmusikern. Einen der Musiker sprach ich an, weil mich seine Bambusflöte, eine "Quena", interessierte und ich mit dem Gedanken spielte, als Ersatz für mein vermisstes Sax eine solche zu kaufen. Darauf verwies mich Juan an seinen hermano René, welcher kurzerhand nach Hause ging, um eine Feile zu holen und mir eine vorgebohrte Quena fertig schnitzte und stimmte. Jetzt darf ich also wieder mal ein Instrument lernen. Ich komme mir noch sehr dumm vor mit dem Ding.

Wie wir gemütlich bei einem Kaffee an der Plaza De Armas sassen, merkte ich gerade noch rechtzeitig, wie sich Charlottes Rucksack unter ihrem Sitz bewegte. Ich stand auf den Bündel, worauf die Jungs, die kurz vorher hinter uns abgesessen waren, schnell die Fliege machten. Zum ersten Mal auf der Reise wäre uns beinahe etwas geklaut worden.

Von den Strassenmusikern waren wir eingeladen worden, am Abend noch einmal vorbeizukommen, um mit ihnen eins zu trinken. Leider kam es nicht dazu, weil wir zu spät aufkreuzten. Etwas enttäuscht trafen wir, mit einem Bier bewaffnet, im Hotel ein, wo schon eine gemütliche Trinkrunde im Gang war. Mit einem hauptsächlich europäischen Mix (+ ein Ami, welcher doch tatsächlich sprechen konnte, ohne sein Maul aufzutun!) gings dann noch bis in die Morgenstunden an eine der dekadenten Ausgangsmeilen Santiagos.

Mit Mühe (es war mein Schädel, der schnelle Bewegungen missbilligte) schafften wir es am nächsten Tag nach Viña del Mar. Mangels günstigeren Alternativen hausten wir dort in einem apartamento mit Kabelfernsehen, d.h.

HBO, WB und vielen anderen Dauerspielfilmsendern und alles auf englisch mit Untertiteln. In Viña war endlich mal Strand angesagt. Charlotte hoffte schon sehr lange auf diesen Tag, wenn auch der Strand nicht superweiss, "dafür" aber von Hochhäusern gesäumt war. Lange hielt es uns nicht hier.

Valparaíso wäre wohl die interessantere Wahl gewesen, aber nach Santiago wollten wir nicht schon wieder in eine grosse Stadt. Zudem hätte ich Charlotte wohl schwer davon überzeugen können, noch länger auf Sandstrand zu verzichten, denn viel Zeit hatten wir nicht mehr dafür, bevor sie nach Hause fliegen würde.

Etwas weiter nördlich, in Los Vilos, sollte es ebenfalls Strand haben. Die Temperaturen und Winde luden aber nicht dringend zum Baden ein. Beim Versuch, ein Selbstauslöserfoto von uns beim Kochen am Strand zu machen, sprang die Rückklappe meines Fotoapparates auf. Ich fluchte erstmal eine Weile und hoffte dann, dass wenigstens nicht der ganze Film (seit Beginn der Reise) verloren war. *Er war es nicht, aber etwa fünf Fotos waren verloren*

Eine kurze Bootsfahrt von Los Vilos entfernt befindet sich eine Insel, welche eine Seelöwenkolonie beherbergt. Da nicht Saison ist, fuhren keine Touristenschiffe zur "isla de los lobos". So fragten wir zwei Fischer. Nachdem die Bewilligung bei der Armada, der Kriegsmarine, eingeholt war, stiegen wir in einen kleinen Kutter und tuckerten bei anständigem Wellengang zur Insel. Die Seelöwen boten ein herrliches Schauspiel samt Gebrüll (auch der Gestank war nicht zu verachten).

Weiter fuhren wir nach La Serena in einem recht luxuriösen Bus. Die leicht getönten, blitzblanken Fenster erhöhten den Kontrast und die Farben der Kakteenlandschaft unglaublich, was den Genuss der Fahrt zusätzlich steigerte. Entgegen allen Verhaltensregeln stiegen wir zu einem Herrn ins Auto, der uns Obdach bieten wollte. Unser Vertrauen wurde belohnt. Nur, dass das Zimmer etwas nach Erbrochenem roch und es kein warm Wasser gab. Umso erfrischender die Dusche. La Serena ist eine hübsche Ko-

lonialstadt und wir suchen jetzt wieder einmal den Strand.

Es erstaunt mich, wie wenig sich Chilenen um Hygiene sorgen (*ja, welch spiessige Ansicht*), gehört Chile doch mittlerweile zu den wohlhabendsten Ländern Südamerikas (was nicht besonders viel heisst). Der wichtigste Haushaltsgegenstand ist der Fernseher, alles andere rottet vor sich hin. So wurde damals wohl die Umstellung auf Farbfernsehen der Anschaffung vernünftigen Kücheninventars oder einer Klobürste vorgezogen. Heute ist es vielleicht das Handy, welches eine neue Haustüre oder gar eine Teflonpfanne ersetzt.

In den Städten streunen Studis durch Strassen und betteln um Geld für ihre Ausbildung. Die Schulen, mindestens die Hochschulen, sind privat und machen Werbung auf Plakaten und im Fernsehen. Bei Frischlingen wurde es zum Brauch, sich anfangs Schuljahr schäbig zu verkleiden und bunt anzumalen, um Geld zu sammeln. Höhere Studis schreiben oft Gedichte und verkaufen sie in den Strassen.

Indígenas sind hier aktuelles Politikum und sorgen im Moment mit Strassensperren für Schlagzeilen. Im Gegensatz zu Argentinien wurden sie in Chile nicht gänzlich ausgerottet. Die Mapuche zum Beispiel verteidigten ihr Land sehr lange mit Guerillataktik. Sie zerstörten Kolonialstädte immer wieder, obwohl sie an Waffenqualität deutlich unterlegen waren. In Reservaten leben sie heute selbständig und treiben Handel mit beliebten Handarbeiten. Mehr als die Hälfte aber lebt in den Städten, spricht die Ursprache nicht mehr und gehört zur sozialen Unterschicht.

Erstaunlich finde ich, dass sich die Mode hier, ein Drittel Weltumfang von zu Hause, kaum von der unseren unterscheidet. Vieles wirkt sehr europäisch, vielleicht auch amerikanisch (so amerikanisch wie Europa?) Amerika scheint aber einen geringeren Einfluss zu haben, denn die Autos und Häuser sind eher europäisch. *In anderen Ländern, z.B. Bolivien, sind die Autos vor allem Occasionen aus Japan. (Esel werden zuweilen auch "Toyota Boliviano" genannt).*

Über das Kulinarische möchte ich auch noch ein wenig erzählen. Sehr verbreitet ist die "parillada", eine Art Tischgrill, einfach ein Berg Fleisch mit etwas Kartoffeln. Da sie nur ab zwei Personen serviert wird, verzichtete ich wegen Vegi-Charlotte.

Mais ist Grundnahrungsmittel. Gegessen wird er z.B. in "Humitas", Maisbrei in Maisblätter gehüllt (*die sind in Bolivien am besten*), oder als "paila chuelo" (o.ä.), Fleisch und Ei mit Mais überbacken. An der Küste (also fast überall in Chile) lohnt es sich immer, Fisch oder Meeresfrüchte zu essen.

Als Snack werden überall "empanadas" (wörtlich "Eingebrotetes") verkauft (*die sind in Chile mit Abstand am besten*).

04.04.02 La Serena, Chile

Wieder zurück in La Serena.

Lektion 1: Travellers Cheques sind das dümmste Geldmittel für Chile. Man staune: Die gute alte EC Karte ist das beste Mittel, an Bargeld zu gelangen.

Lektion 2: Zigeunerinnen haben's tatsächlich im Griff, einem das Geld aus der Tasche zu ziehen, ohne es wirklich zu klauen! Zum Glück hat diese Lektion nicht viel gekostet.

Heute ist der erste Tag meines eigenen Abenteuers. Wenn auch der Abschied von Charlotte nicht gerade einfach war, so freue ich mich jetzt doch darauf, auf mich alleine gestellt zu sein. Charlotte ist jetzt in der Luft und schon bald daran, ihr Studium nach den Semesterferien fortzusetzen. Die erste Woche hat sie schon verpasst.

An unserem ersten Abend in La Serena, einer schönen Kolonialstadt, genossen wir gute Musik beim Abendessen. In der Strasse vor dem Lokal spielte ein Jazztrio mit Querflöte. Das konnte ich mir natürlich nicht entgehen lassen. Schon am nächsten Morgen fuhren wir nach Tongoy, Charlottes Wahldestination, um ein paar gemütliche Tage zu

verbringen. In diesem Dorf fanden wir die bisher beste Unterkunft. Ein ganzes 5-Zimmer Apartment mit Küche, Kühlschrank, Glas-Esstisch, Sofa und Klo mit Klopapier für uns alleine, dank Verhandlungsgeschick sogar zu normalem Herbergepreis. Diese Wohnung genossen wir dann auch für 3 Nächte. Unsere neue Bekannte, die etwas ältere penetrantfreundliche Sonya, wollte uns erst von einem anderen Hotel überzeugen, in welchem sie selber weile. Später nötigte sie uns noch, beim "besten" Früchtehändler einzukaufen, kurz nachdem sie uns ein superbarato-Restaurant zeigen musste. Seither gingen wir dieser Dame aus dem Weg. Die Tage verbrachten wir am Strand, nicht ohne Folgen für unsere Schweizwinterhaut.

Nach diesen schönen Tagen fuhren wir zurück nach La Serena, um gleich nach La Vicuña weiterzufahren. Wir waren gerade beim Essen im Busterminal, als plötzlich die Gläser zitterten, dann der Boden. Als wir begriffen, sprangen wir auf und rannten über schüttelnde Treppenstufen aus dem Terminal ins Freie. Scheiben fielen herunter und zerbarsten mit Getöse. Kaum waren wir draussen, hörte das Beben auch schon wieder auf. Verletzt wurde zum Glück niemand. Am Tag danach lasen wir in der Zeitung, dass es ein Beben von 6.2 nach Richter gewesen war und La Serena nur gerade 50km vom Epizentrum entfernt lag. Aber der Schock war bald vergessen. Wir setzten unsere Fahrt nach Vicuña fort, einem kleinen Städtchen im Elqui Tal, wo der hiesige Pisco, meist als "Pisco sour" getrunken, her stammt. Das Gebiet ist eine Oase, begrenzt von erosionsgezeichneten Wüstenhügeln. Nur vereinzelte, zum Teil blühende Kakteen wachsen ausserhalb der scharf gezeichneten Grenzen der Oase.

Am Abend besuchten wir das Mamalluca-Observatorium, um uns in sternenklarer Nacht ohne Mond den Südhimmel zeigen zu lassen. Wir erwischten nur noch eine Führung in Spanisch. Im kalten Wasser lernt man am schnellsten. Die Nacht war perfekt. Der Mond ging erst auf, als wir uns auf den Rückweg machten, so sahen wir eine Unmenge von Sternen. (Ich bin im Moment dabei

zu versuchen, mir einen Platz in einer Journalistentour für das Cerro Paranal Observatorium zu ergattern, dem grössten solchen Projekt auf der Südhälfte der Erde mit vier kombinierten 8m-Durchmesser Teleskopen.) Auf dem Rückweg nach La Serena reparierte ich meinen Fotoapparat.

Wieder zurück, standen Charlotte und mir die bisher schwersten 24 Stunden bevor. An meinem Geburtstag sollte sie mich verlassen. Wir zogen etwas durch die Stadt, um den langen Tag hinter uns zu bringen. Wir waren so abgelenkt, dass wir auf einen Zigeunertrick reinfielen. Sie haben es aber auch verdammt geschickt angestellt, dass wir Geld an sie loswurden, ohne es zu klauen und obwohl wir eigentlich wussten, dass es nicht zurückkam.

Es ging so, dass sie gleichzeitig Charlotte und mich belaberten. Widerwillig gab ich dieser Frau meine Hand, weil sie darauf bestand, darin zu lesen. Um das Ritual zu beenden, sollte ich eine Note in ihre Hand legen. Darauf wollte sie noch eine zweite, grössere. Nur als Teil des Rituals, versteht sich. Sie faltete beide Noten klein zusammen und nachdem ich darübergespuckt hatte, zerrieb sie die Noten mit einer Wurzel zu Fetzen, während sie laberte: "No es para mi, es para ti! Que te vaya bien"¹. Und sie zogen von dannen. Wir beide waren auf den Trick reingefallen, begriffen sogar erst nach einer Weile, dass wohl nur die obere, kleinere Note zu Fetzen gerieben wurde, die andere unversehrt in ihrer Hand blieb. Ich ärgerte mich über mein Verhalten. Abergläubisch bin ich nicht, brauche also keinen Zigeunerfluch zu fürchten, aber sie labern dich so voll und schauen dir dauernd in die Augen, damit du gar nicht überlegst. Sie sind verdammt gut in ihrem Job. Immerhin konnten sie jetzt etwas Essen mit ihrer Familie.

Schon waren wir wieder der Melancholie des Abschieds überlassen. Der Druck, den ich spürte, raubte mir den Schnauf. Er wollte auch während dem Abendessen nicht nachlassen. Wir lenkten uns zeitweise erfolgreich im Ge-

¹übersetzt: Es ist nicht für mich, sondern für dich. Auf dass es dir gut gehen möge

sprach ab, aber ich wollte nur noch, dass der Tag vorbei sei. Nach einem Campari-Orange spielten wir noch ein letztes "entscheidendes" Yazzy, das sie (endlich wieder einmal) gewann.

Es war sehr schön, dass ich meine Reise zusammen mit Charlotte beginnen konnte. Im Moment des Abschieds sind wir so vereint, so vertraut, wie wir es noch nie zuvor waren. Die fünf Wochen haben uns aus einem Beziehungsalltag geholt und neu zusammengebracht. Auf uns beide wartet jetzt eine wichtige Zeit. Ich bin sehr dankbar und habe grossen Respekt davor, dass mich Charlotte dabei unterstützt und ziehen lässt, weil sie weiss, wie wichtig mir diese Reise ist. Die sechs Monate werden vorübergehen.

Mit absichtlich kurzem, unsentimentalem Abschied setzte ich Charlotte in ein Taxi zum Busbahnhof.



Am 2. Tag meiner Reise



Quellón, Insel Chiloé



Pucon, Vulkan Villarica



warten auf den Bus – einmal mehr

10.04.02 Iquique, Chile

In La Serena konnte ich nicht alleine bleiben. Ich musste fort, um zu beginnen. So ging ich also zum Busterminal und es verschlug mich nach Copiapó, wo ich eine üble Absteige erwischte. Meine Aufregung war gross genug, dass ich meinen Gemüseteller am Abend vergass zu salzen, was ihn nicht etwa zum Genuss machte, merkte es aber erst, als er schon fast gegessen war. Darauf suchte ich ein Pub, um mich abzulenken. Ich hörte Livemusik und ging hinein. Eine Lokalband mit Pink-Floyd Covern übte, und ich war der einzige Gast. Obwohl die Band in Punkto Qualität einer Schülerband nicht weit überlegen war, trank ich zwei Bier und hörte den Jungs zu, wie sie mit üblem Akzent ihre Stimmen quälten. Dieser Lärm, der durchaus Herz hatte, war genau das, was ich jetzt brauchte.

Tags darauf las ich ein wenig im Park, der Plaza de Armas, die's in jeder Stadt gibt und musste nur gerade 3 Zigeunerinnen inständig bitten, mich doch in Ruhe zu lassen. Ein paar Kinder kamen auf einem flotten BMX, in durchaus anständiger Kleidung daher, um zu betteln. Das ist sicher nicht die Art von Armut, bei welcher ich Kleingeld zücke. Ich hatte als Kind jedenfalls kein BMX.

Auf einem nahegelegenen Hügel genoss ich die Ruhe und bereitete mich geistig auf das vor, was auf mich zukommen sollte. Das gab mir ein gutes Gefühl, und etwas von dem Druck auf meinem Herzen liess nach. Nachdem ich wieder vom Hügel heruntergekommen war, wurde ich in die Realität des weisshäutigen Touristen geschleudert, der sich in einer Stadt bewegt, die nicht viele Touristen anzieht. Angefangen hat es mit einem hübschen Teeniegirl, das mir nach kurzer Anmache (ihrerseits) sofort ihre Liebe gestand. Von jedem Rudel Männer gabs ein "hola gringo" mit nachfolgendem, schallendem Gelächter zu hören. Eine etwa vierzigjährige, gestylte Dame sprang mir aus dem Kaufhaus mit einem "hola grrringooo" in recht geilem Tonfall entgegen. Bin ich denn Brad Pitt, verdammt nochmal? So muss es als Star sein, wenn einem alle auf der Strasse kennen, nur

dass bei mir die Hautfarbe schon reicht. Wenn ich es auch irgendwie lustig fand, so stösst mich dieses Verhalten doch sehr ab.

Nach einer üblen Pizza verliess ich Copiapó ohne Reue in Richtung San Pedro de Atacama. San Pedro sieht recht anders aus, als man es sich von Chile gewohnt ist. Es hat viele Lehmhütten mit sehr stilvollem Interieur und wohl die höchste Dichte an Touriagenturen weltweit.

Am ersten Morgen weckte mich mein Wecker um 4:00Uhr. Ich hatte mich für eine Tour zu den Geysiren von Tatio eingeschrieben. Zum Glück erwachte der Chef, als ich feststellte, dass ich im Hostal eingeschlossen war. Nach zwei Stunden Holperfahrt waren wir auf 4230m.ü.M. In dieser Höhe kostet jeder grössere Schritt viel Atem. Die versprochenen 5m-Geysire liessen sich an diesem Morgen nicht zu mehr als 50cm überreden, aber trotzdem war es ein eindrückliches Erlebnis, den Boden kochen und dampfen zu sehen. Mit dabei war ein spanisches Pärchen, Claudia und Sergio. Claudia sprach gut deutsch und ich hatte endlich wieder mal eine gute Unterhaltung, die über den immer gleichen Reise-Smalltalk aus ging. Nach einem Bad in einem natürlichen Pool, in welchem die Temperatur dauernd zwischen etwa 25°C und "süttigheiss" wechselte, gings dann zurück.

Nach einer Siesta mietete ich ein Bike und fuhr ins 12km entfernte "Valle de la luna", in das Tal des Mondes, dessen Boden mit einer Salzkruste überzogen ist, welche im Sonnenlicht glitzert. Ich bin so froh, habe ich das nicht mit einer Tour gemacht. So konnte ich anhalten oder gehen, wohin es mir gefiel und die Wüste ganz für mich allein geniessen. Diese Einsamkeit in der Natur geniesse ich hier sehr – nicht wie die Einsamkeit unter Leuten, mit denen du nicht wirklich sprechen willst.

Nach dem Sonnenuntergang wurde es sehr schnell dunkel, und ich musste den Heimweg auf der Holperstrasse errathen. Die Fahrt durchs Dunkel war wieder ein schönes Erlebnis, wenn ich auch von einem Hund erschreckt wurde,

der plötzlich aus dem Nichts der Wüste auftauchte und mir folgte.

Die Atacama hat mich mit ihren vielen Farben und abwechslungsreichen, bizarren Formen sehr beeindruckt. Es war ein schöner Tag, aber den Abend hatte ich mir etwas anders vorgestellt. Beim Abendessen plauderte ich etwas mit dem Pizzaiolo über Funk und andere gute Musik. Nachher hing ich, ohne wirklich eine Bekanntschaft zu machen, in zwei Bars. Die Spanier, die ich in diesem kleinen Kaff gehofft hatte zu sehen, sah ich nicht wieder. Beim vierten Bier hoffte ich nur noch, dass der letzte Schluck bald komme und ich gehen konnte. So dumm kam ich mir vor, umgeben von johlenden, plaudernden Leuten.

Am nächsten Tag genoss ich dafür mit zwei Amis das Grün einer nahegelegenen Oase, der "Quebrada de Jerez". Am Abend war ich mit einem Angestellten des Hostals verabredet, um etwas Spanisch zu lernen. Er seinerseits wollte für eine bevorstehende Reise Englisch üben. Wir hatten einigen Spass, beide zuweilen recht unbeholfen, und beim Plaudern stellte ich fest, dass ich mit meinem Spanisch doch schon ein bisschen was anfangen kann.

Am Dienstag zog ich mich endlich wiedermal zurück, um Quena zu üben (*Charlotte war ich mit dem ungekonnten Gepfeife oft auf den Geist gegangen*).

Die Busfahrt nach Iquique war übel. Einmal mehr wurde ich im Bus mit TV belästigt. Schlimmer war, dass meine allzeit verstopfte Nase den Druckausgleich sehr erschwerte. Ich empfand jeden einzelnen der über 2000 Höhenmeter als Schmerz im Ohr. Vielleicht hätte es geholfen, die Ohren mal zu putzen.

In Iquique um sieben angekommen, sass ich noch etwas ans Meer, da das Hotel noch nicht offen war und plauderte mit einem Fischer, der unterwegs war zur Arbeit. Ich leiste mir wiedermal ein Hotel mit baño privado und Kabelfernsehen. Kostenpunkt CHF 12.50.

19.04.02 La Paz, Bolivia

Kabelfernsehen im Hotel hat sich nicht besonders gelohnt. Ich habe mich nur über die schlechte Berichterstattung von CNN zu Nahost aufgeregt. Da war BBC auf Kurzwelle doch einiges differenzierter. Ab und zu versuche ich "Schweizer Radio International" auf Kurzwelle zu empfangen, aber bisher habe ich das nur einmal in Chile geschafft.

Nachdem ich mich mit einem "Completo", einem mega Hotdog mit Avocado, ernährt hatte, gab ich mich dem unkontrollierten Konsumtempel "Zofri" hin, einem zollfreien Einkaufsquartier. Als ich endlich einen Diafilm gefunden hatte, war es höchste Zeit, diesen Konsumtempel zu verlassen.

Im Bus nach Arica am Tag danach konnte ich ein eigenartiges Phänomen beobachten. Über der flachen Pampa ragten dünne Säulen aus Sandwolken vom Boden in die Luft, als ob da starke Luftwirbel wären. Sah recht speziell aus, das soll mir dann mal einer erklären.

Arica ist eine lebendige Stadt mit vielen kleinen Märkten und Früchtehändlern auf der Strasse. Im Residencial traf ich auf ein Schweizer Pärchen, mit welchem ich den soeben erworbenen chilenischen Cabernet Sauvignon teilte. Wenn man im Ausland auch nicht zwingend auf der Suche nach Landsleuten ist, so ist es doch erstaunlich, wie oft man mit Schweizern in ein interessantes Gespräch gerät. Vielleicht ist es ja auch nur die Sprache und der Reisegroove, der verbindet.

Am Freitag besuchte ich ein Museum zum Thema Pazifikkrieg, vor allem über die Eroberung von Arica durch die Chilenen gegen Peru 1880. Interessiert hat es mich, weil man auf der Fahrt von Iquique nach Arica immer noch eine Grenze passiert und den Pass zeigen muss, obwohl man immer in Chile ist. Vermutlich hängt das auch mit dem "Zofri" zusammen. Allgemein sind die Grenzen in Südamerika gar noch nicht so alt. Besonders Bolivien hat in den letzten hundert Jahren Land und den Meeranschluss verloren.

Nach einem kühlen Tag am Strand gings nach Putre, an den Rand des Lauca Nationalparks. In Putre, auf 3500m, ging mir natürlich die Puste aus, und ich sass erstmal etwas herum. Mit zwei hyperaktiven Frankokanadiern ging ich zu Abend essen. Zum ersten Mal ass ich Alpaca. Zum Schluss spielte eine lokale Gruppe allein für uns Altiplanomusik.

Am Montag wollte ich eine kleine Etappe per Anhalter zurücklegen, da es nur 2 Busse pro Woche gibt. Erstmal musste ich über eine Stunde mit allem Gepäck zur Kreuzung laufen. Ich war etwas spät und der Verkehr in Richtung Bolivien beschränkte sich auf ein Fahrzeug pro Viertelstunde. Nach 5h(!) Wartezeit nahm mich endlich einer mit. In dieser Zeit habe ich ein Buch von Paulo Coelho von fast Anfang bis ganz Schluss gelesen, immer unterbrochen von Anhalteversuchen. Der Typ setzte mich an der Kreuzung nach Parinacota ab und ich musste wieder etwa eineinhalb Stunden gehen. Insgesamt waren dies 10km mit 20kg Gepäck. Meine körperlichen Grenzen waren absehbar, und die Beine und Knie schmerzten den ganzen Abend. Da das Refugio von Conaf, den Parkhütern, geschlossen war, sprach ich eine Lokale an, welche mir ein Bett neben zwei Deutschen offerierte. Freundlicherweise durften wir auch gleich bei ihr speisen (Alpaca).

Tags darauf machte ich eine 24km-Tour zum Lago Cotacotani, was sich als sehr unvernünftig herausstellte. Das Atmen fiel mir nicht mehr schwer, doch ich bekam je länger je mehr Kopfschmerzen, erstes Anzeichen von leichter Höhenkrankheit. Trotzdem war die Tour in dieser einzigartigen Landschaft schön. Auch mit Kopfschmerzen genoss ich den gigantischen Vulkan Parinacota. Meine selbstgekochte Pasta irgendwo in der Wildnis des Altiplano! Der Rückweg war dann aber eine Qual. Erst als ich zurück war, und völlig am Ende in mein Bett kroch, wurde mir richtig bewusst, was ich meinem Körper angetan hatte. Mit viel Mate de Coca und Ruhe machte ich das wieder gut.

Eigentlich wollte ich ja noch den Guaneguane-Fünftausender besteigen, aber unter diesen Umständen ist eine Tour alleine wohl nicht vernünftig.

Parinacota ist allerliebst. 15 Leute leben in diesem Ur-Dorf. Strom gibts bei Adela nur ab und zu in der Küche. Wasser wird draussen am Hahnen geholt, und geschissen wird im 100m entfernten Plumpsklo, zusammen mit Fledermäusen – ein unvergessliches Erlebnis, dieses Dorf an einem der schönsten Ärsche der Welt.

Ich ging wieder eine Stunde zur Strasse zurück und wartete auf eine Mitfahrgelegenheit. Nach einer Weile stiess ein Conaf-Ranger mit Gitarre dazu und wir vertrieben uns die Wartezeit mit Musik. Er war neidisch auf meine Bluesharp, verpasste ihr dafür aber auch gleich etwas von seinem Mundgeruch. Rührend war, wie er mir ein Altiplanolied vorspielte und -sang.

Nach 4h kam dann auch der offizielle Bus nach La Paz. Halb verhungert kaufte ich etwas Brot an der bolivianischen Grenze, und ein paar mitreisende Bolivianer teilten ihr getrocknetes Lamafleisch mit mir.

Eigentlich wollte ich La Paz ja noch meiden und Bolivien erst mal sachte angehen. Ganz wohl war mir nicht dabei, aber mangels Alternativen liess ich mich dann auf das Abenteuer ein. Zum Glück konnte ich das Taxi mit zwei Amis teilen. So fühlte ich mich schon etwas sicherer.

Nach all der Wildnis gönnte ich mir ein verhältnismässig teures Essen auswärts. Zum Dessert gabs andine Folklore. Mit immer noch mulmigem Gefühl ging ich danach ins Hostel und ins Bett.

Beim Morgenessen mit den Amis stellte ich fest, dass ich es mit zweien zu tun hatte, die meinem Ami-Cliché so ziemlich in allem widersprachen. Gebildet, weitsichtig, politisch kritisch aktiv; Michael und Caroline aus Colorado. Nicht, dass dies ein Masstab sein soll, aber ihre Weltanschauung deckte sich erstaunlich gut mit meiner, und wir führten ein paar interessante Gespräche. Kam noch dazu, dass Michael auch Saxophonist ist.

Nach etwas Herumirren in dieser absolut abgefahrenen, brutal lebendigen, überfordernden Stadt besuchten wir das Coca-Museum, eines der besten Museen, das ich je besucht

habe. Während des Besuchs "kauten" wir auf einem Kokaballen mit Bananschalenasche als Katalysator für den Wirkstoff. Die Geschichte, Wirkung, Tradition oder auch der Kokakrieg werden sehr gut dargestellt.

Noch interessanter war die Bekanntschaft eines Aymaras im Museum. Ich war sehr froh, dass Caroline recht gut spanisch sprach und mir die Lücken füllen konnte, die ich nicht verstand.

Anfangen hat es damit, dass er uns Coca anbot und erzählte, er kaue täglich, u.a. um sich das Mittagessen zu sparen. Koka sei aber sehr teuer – eigentlich ein Witz, denn es wurde ja schon immer von den Ureinwohnern angebaut. Jetzt macht es den Umweg über die Weissen.

Leider konnte ich mir den Namen dieses Mannes nicht merken. Im weiteren Verlauf des Gespräches beeindruckte er mich immer mehr. Er hat sich autodidaktisch gebildet, da es für Aymara erst langsam einfacher wird, eine Uni zu besuchen. Besonders für einen stolzen Aymara wie ihn, der zu seiner Kultur steht und sich nicht den Kleider- und anderen Normen der Weissen unterwerfen wollte, war es nicht einfach.

Die wichtigste Gottheit der Aymara ist Pachamama, die Mutter Erde, und sie glauben, bei ihrem Tod zur Erde zurückzukehren und wiedergeboren zu werden. Ihr Lebensstil steht im Einklang mit der Natur. Das Problem aber sei, dass die Mehrheit der Aymara ihre Herkunft leugnen und versuchen, möglichst spanisch zu werden, da sie die soziale Unterschicht bilden.

Er pendelt ständig zwischen Stadt und Land, um das, was er in der Stadt gelernt hat aufs Land zu tragen.

So richtig interessant wurde es, als er von der Vision des Aymarastaates zu sprechen begann. Heute ist das Gebiet der Aymara zwischen Chile, Peru und Bolivien aufgeteilt. Sie bilden in Bolivien 50% der Bevölkerung. 40% seien Quechua und der Rest die weisse Oberschicht.

Er wusste sehr genau über die Verbrechen Europas und, in heutiger Zeit vor allem der USA, in Südamerika Bescheid. Man könnte meinen, er hätte Chomsky gelesen, oder sei ein-

fach sehr feinfühlig den Aktivitäten gefolgt. Er erzählte von den nordamerikanischen Eingriffen zur Verhinderung von Demokratien in Lateinamerika resp. den von den Amis eingesetzten Diktaturen. Während des Kalten Krieges wollten sie so verhindern, dass sich die Russen Verbündete in Lateinamerika schaffen. *Mittlerweile bietet der Kalte Krieg ja keine Berechtigung mehr, dafür sind es jetzt andere, schleierhafte strategische Interessen, die unter Vorwänden, wie z.B. "Krieg gegen Drogen", durchgesetzt werden. Ein anderes Beispiel findet sich in Venezuela, das enorme Ölreserven birgt und im Moment extrem instabil ist. Praktisch jede Diktatur in Südamerika fand Unterstützung der USA, da sie leichter zu kontrollieren sind als Demokratien.*²

Ich war einfach baff. Da stand ein Mann vor mir, der sehr bescheidene Schulbildung genossen hatte, und dessen Tagesablauf hauptsächlich durch Arbeit fürs tägliche Brot bestimmt ist, und der hat ein so fundiertes Wissen vom Weltgeschehen.

Demokratie sei aber nicht die Staatsform für den Aymarastaat. Sie sei nur Machtinstrument der Oberschicht, der Wirtschaft. Seine Idee ist auch nicht "Communismo", sondern "Communalismo", eine Lebensweise ohne Machtkonzentration, so wie früher.

Ich konnte meine Skepsis nicht verkneifen und wollte wissen, wie er sich das denn vorstelle. Besonders interessierte es mich, ob Aymara irgendein Kommunikationsorgan haben, ob sie eine Schrift und eigene Zeitungen haben, die als Mobilisationsmittel verwendet werden könnten. Zudem gab ich zu bedenken, dass sowas ohne Gutdünken des Westens kaum möglich sei.

Die Aymara hatten eine hieroglyphenmässige Schrift, entwickelten aber eine neue mit dem Lateinischen Alphabet. Es existieren Schriften, aber keine Zeitungen.

Seine nächste Aussage haute mich um. Mit Zeitungen müsse man extrem vorsichtig sein, da der CIA seine Ohren überall habe und sofort einschreiten würde, um solche

²dazu Noam Chomsky, "What uncle Sam really wants"

Bewegungen zu unterdrücken.

Meinen Zweifeln entgegnete er, dass die Aymara Zeit hätten. Wie jedes Imperium der Geschichte werden auch die USA untergehen, besonders, weil sich die westliche Lebensweise so weit von Pachamama entfernt habe, was diese niemals verzeihe.

Mit dieser Zusammenfassung des Gesprächs löse ich das Versprechen ein, das ich ihm gegeben habe, meinen Freunden von den Aymara und ihren Visionen zu erzählen.

29.04.02 Sucre, Bolivia

Am Freitag bin ich den ganzen Tag durch La Paz geschlendert. So langsam fühlte ich mich wohler in dieser Stadt. Die Strassen sind voller Leben, überall hocken kleine, rundliche Bolivianerinnen, Cholitas, in bunten Tüchern und wollen etwas verkaufen. Alle tragen Melonenhüte, meist schräg auf dem Kopf. Darunter lampen lange Zöpfe hervor. Aus jedem der zig Kleinbusse, Micros, dem Hauptverkehrsmittel, schreit ein Junge am Band Destinationen. Ein Gehupe und Blechgedränge. Da und dort pisst wieder einer zwischen 2 parkierte Autos. Die Strassen sind steil und oft unbeschriftet, was die Orientierung nicht unbedingt vereinfacht. Viele Bettler sitzen am Strassenrand. Hie und da wieder ein zur Müllhalde verkommener Hof. Am Prado, der Hauptstrasse, aber nur Luxusbauten, Hochhäuser, Mc Donalds, Banken.

Die Kleidung, besonders die Schuhe, sind den Leuten wichtig. Alle fünf Meter sitzt ein Schuhputzer mit Gesichtsmaske, wer weiss, weshalb – es sieht zuweilen recht beängstigend aus – und zeigt allen Passanten auf die Schuhe, die er polieren will. Mich schätzen sie nicht so, da ich in Sandalen gehe. Wer nicht gerade bettelarm ist, geht gepflegt, in sauberen Kleidern. Die Mamas tragen schöne, bunt gestreifte Stoffe, und ihr Hut sieht immer wie neu aus. Trotzdem ist die Armut nicht zu übersehen.

Am nächsten Tag besuchte ich El Alto, die Stadt ober-

halb von La Paz, mit der grössten Wachstumsrate Südamerikas von über 10% pro Jahr.

Hier herrscht nur noch Armut. Häuser sind legomässige Backsteinquader, Fensterscheiben ein Luxus. Nahe der Plaza 16 de Julio ass ich in einem sehr einfachen Restaurant für knapp CHF 2.-. Drei Lokale wollten mit mir plaudern und luden mich auf ein Bier ein. Da mich der eine unbedingt zum Armdrücken herausfordern wollte, bezahlte ich die Runde. War mir recht. So konnte ich bezahlen, ohne seinen Stolz zu verletzen.

Danach wagte ich mich noch etwas weiter durch die Stadt. Die Cokeschilder, kleinen Läden und Marktstände verschwanden, und die Gegend wurde immer einfacher, ärmer, trostloser. Vorbei an Abfallhalden, in welchen nach Essbarem gesucht wurde, aber auch an improvisierten Spielplätzen fuhr ich im Micro, alle 10 Minuten einen Boliviano bezahlend. Trotz all der Armut ist El Alto kein Ghetto. Es scheint, dass die meisten Leute ein Dach über dem Kopf haben, resp. ein paar Mauern, hinter welchen sie leben, keine Kartonhütten. Auf dem Rückweg nach La Paz, der "reichen" Stadt, konnte ich die geniale Aussicht geniessen.

Meine Hemmungen, alleine in eine Bar zu gehen, war ich langsam los. So kam es, dass ich am Samstag im "Luna" einen recht speziellen Abend erlebte. Mit einer deutschen Koks-nase alias Felicidad und Adrian, einem Einheimischen, sass ich die ganze Nacht an der Bar. Felicidad hatte ab Mitternacht Geburtstag und liess sich voll laufen. Adrian war eine nette Bekanntschaft und wir wurden "amigos". Man soll das Wort nicht mit "Freund" in unserem Sprachgebrauch übersetzen, aber bei Adrian merkte ich, dass das für ihn nicht nur warme Luft war. Es hatte etwas Ehrenhaftes und ich schätzte ihn sehr, nicht zuletzt, weil er in mir nicht den Bier zahlenden Gringo sah. Der Deutsche hingegen war etwas mühsam. Er kannte La Paz gut und "wusste, wies läuft". In mir sah er wohl nur den Gringotrail-Touristen. Zudem war er high und besoffen. Die Bar war aber super. Gute Musik und ein gutr Mix verschie-

dener Leute, Einheimische wie Fremde. Nach über einjähriger Abstinenz begann ich hier *leider* wieder zu rauchen.

Die Clichés und Freiheitsillusionen aus der Tabakwerbung – "a moment in time", "Marlboro man" – haben mich wieder mal erwischt. Hatte ich sie doch durchschaut und mehr oder weniger problemlos mit dem Rauchen aufgehört, so war die Hemmschwelle schon länger gesunken. Ich sei zu jung, um zu vernünftig zu sein, befand ich. Es war auch etwas die Lust am Dreck, am Unreinen, die Lust am Blues, die mich antrieb. Zudem ist es ja die Freiheit, die mit dem Reisen gelebt werden will. Gestört hat mich die Abhängigkeit jedenfalls erst wieder zu Hause.

Adrian hatte mir angeboten, mich nach Hause zu begleiten, da ich nicht in der besten Gegend hauste. Irgendwann machten wir uns auf den Weg. Kaum waren wir aus der Bar, geriet ich innerlich in Panik. Adrians Erzählungen von einer Schlägerei stiessen mir sauer auf, und ich hatte plötzlich das Gefühl, er werde mich niederschlagen und ausrauben. Er wirkte sehr nervös und schlug einen Umweg vor, um eine Gasse zu meiden. Das passte mir nicht, und ich bestand auf dem direkten Weg. Ohne Zwischenfälle kamen wir zum Hostal. Warum bloss hatte ich plötzlich das Vertrauen in meine Menschenkenntnis verloren? Adrian war deshalb nervös, weil ihm selber nicht ganz wohl war, um diese Zeit durch die Gassen zu gehen. Anstatt ihn zu verdächtigen, hätte ich mich etwas dankbarer zeigen können.

Ich hatte ihm versprochen, ihn mal an seinem Wurststand am Busterminal zu besuchen. Leider kam es aber nie dazu. Da habe ich versagt.

Die Sonntagnacht verbrachte ich in einem Bus nach Potosí. Nix mit Semi-cama oder bescheidenster Beinfreiheit, schon gar kein Klo an Bord. Zudem war die Strasse recht übel, und ich tat kein Auge zu. Von Potosí ging ich direkt weiter nach Sucre, um meine Sprachschule zu organisieren. Ich klapperte die Stadt nach Sprachschulen ab und entschied mich für die Academia Latinoamericana. Überraschenderweise konnte ich gleich in einen Kurs einsteigen.

Zum Glück hatte ich nicht schon im Voraus per Internet gebucht, der Preis wäre einiges teurer gewesen. Nach einigem Hin und Her durch drei Gruppen fanden sie eine passende Gruppe für mein Niveau. Mein bescheidener bisheriger Lernaufwand hat sich gelohnt, ich konnte direkt in einem "intermedio" Level beginnen, nachdem ich den fehlenden Stoff am selben Nachmittag nachgeholt hatte.

Seither herrscht Party. All die Leute von der Academia sind immer unterwegs, langweilig wirds da nicht. Sehr interessant ist der internationale Mix der Leute. So hatte ich zum ersten Mal ein sehr interessantes Gespräch mit einem Israeli, der vier Jahre Militärdienst hinter sich hat, als Offizier in den besetzten Gebieten war und in Jaifa lebt. Normalerweise reisen Israeli in Horden, was persönliche Bekanntschaften etwas erschwert. Es ist immer sehr heilsam, mit Leuten zu sprechen, für die du dir schon ein Cliché zurechtgelegt hast. Entgegen meinen Erwartungen waren seine Ansichten gar nicht so weit von meinen entfernt. Er hasst die Palästinenser nicht. Durch die Situation sah er sich aber gezwungen, seine Landsleute zu beschützen. Von einer anderen Israeli musste ich mir dann aber auch mal "Sharon should've shot them all down, these fucking bastards" anhören.

Witzig ist, wie wenig Verständnis die Leute für die schweizerische Neutralität aufbringen. Man wird gar etwas gehänselt, kaum verhält man sich mal etwas diplomatisch.

Interessant sind auch Gespräche mit den LehrerInnen, selber Studenten gleichen Alters in Sucre. Zum Teil sind sie etwas ultrareligiös-weltfremd, aber es ist spannend, mit ihnen über Politik zu diskutieren, gerade weil erschreckend. Die eine hält eine Diktatur für den besten Ausweg aus der Krise des Landes, hat wegen Korruption das Vertrauen in die Demokratie verloren. Bedenklich ist ihre Meinung zu Armut: Die Campesinos (die vom Land) seien faul und hätten Geld, sie wollten es nur nicht zeigen, um Mitleid zu schüren. Die Bettler in der Stadt würden es vorziehen, die hohle Hand zu machen, da es einfacher sei, als zu arbeiten. Wenn sie ihr Land auch viel besser kennen als ich,

so habe ich doch genug gesehen, um dem zu widersprechen.
(Das dachte ich wenigstens. Woher diese Vorurteile kommen, sollte ich später noch sehen. Widersprechen möchte ich aber immer noch.)

Auch sonst herrscht viel Rassismus in der Bevölkerung, besonders gegenüber Peruanern. So seien es fast nur eingereiste Peruaner, die kriminell seien u.s.w.

Wie schon erwähnt, kann man dem Festen kaum ausweichen. So zum Beispiel in einem Schweizer Restaurant bei Fondue Bourguignonne, begleitet von einer bolivianischen Frauenfolkband, mit vorerst nicht ganz freiwilliger Einführung in bolivianischen Tanz. Tolle Stimmung, auch wenn die Briten, welche hier das absolute Mehr haben, schon um 23 Uhr geschlossen ins Bett verdufteten.

Mittlerweile lebe ich bei einer Gastfamilie, den Incláns. Sie sind ausgesprochen nett, die Mutter fast schon zu sehr, und lassen mir zum Glück genügend Freiheiten. Trotzdem werde ich wohl nur bis Ende nächster Woche bleiben. Es kostet 12US\$/d, fast dreimal soviel, wie das Leben in einem günstigen Hostel, und die Schule knöpft noch \$4 davon ab, bevor es zur Familie gelangt. Zudem wird man praktisch ausschliesslich an reichere Familien vermittelt. Meine hat ein grosses Haus und ein Dienstmädchen angestellt, was nur eine Seite der Gesellschaft zeigt. Aber das passt irgendwie zu Bolivien. Hier gilt Schein gleich Sein. Armut wird hinter den Türen versteckt, und es wird oft auf zu grossem Fuss gelebt, um zu gelten. Ich ginge lieber in eine einfachere Familie, denen ich mit meinem Geld wenigstens etwas nütze. Dieses Wochenende besuchte ich mit amigos der Schule die

Minen von Potosí, der Stadt die ihren einstigen Reichtum und weltweiten Ruhm den riesigen Silberminen verdankt. In den Minen sieht es etwa so aus, wie in unseren, nur dass bei uns seit Jahrzehnten nicht mehr darin gearbeitet wird. Hier arbeiten zig Mineros, meist Quechuas vom Land, und sehr viele Kinder, unter katastrophalen Bedingungen im-

mer noch in den Minen. Sie verdienen zwischen einem und 7 CHF pro Tag. Das einzige Werkzeug neben Hammer und Meissel ist Dynamit, welcher in der Stadt für jedermann käuflich ist. Für ein paar wenige Dollars hat man genug, um ein ganzes Haus in die Luft zu jagen. Die Mineros kauen alle Koka, um ohne zu essen den ganzen Tag/Nacht arbeiten zu können und trinken 96%igen Alkohol. Wir hatten das "Vergnügen", das auch zu probieren.

06.05.02 Sucre, Bolivia

Zurück von Potosí diente ich erstmal zwei Tage als Durchlauferhitzer, leider auch mit Erbrechen, was es mir verunmöglichte, meinen Wasserhaushalt auszugleichen. Zudem war mein Bett so weich und vorgeformt, dass ich nach 30h drin liegen auch noch jeden Nackenwirbel spürte. Meine Familie war aber sehr fürsorglich. Valentina machte mir Kamillentee und Nancy versorgte mich mit bolivianischen Gesundheitsweisheiten. Scheinbar bin ich nicht der erste, der geschlagen von Potosí zurückkehrt.

Mit ein paar chicos von der Schule begann ich, Zampoña Unterricht zu nehmen. Eine traditionelle, erfolgreiche Folkband, die Masis, haben hier ein Zentrum aufgebaut, um die Tradition zu erhalten. So stellten sie z.B. mit etwa 50 Kindern und Jugendlichen aus der Stadt ein Orchester mit allerlei Panflöten zusammen und proben täglich traditionelle Musik.

Roberto, ein charismatischer Quechua und Kopf der Masis, der wegen der Kokablätter im Mund ständig etwas lispelt und vom Kokakauen schwarze Lippen hat, lehrt uns viel über Quechuakultur und die spirituelle Seite seiner Musik. Nebenbei üben wir natürlich auch ein Stück ein. Für uns alle ist dieser Unterricht eine grosse Bereicherung.

An der Academia beendete ich meine zweite und letzte Woche. Wenn es auch noch einiges zu lernen gibt, so halte ich es doch für besser, selber weiterzumachen. Schulun-

terricht bringt einfach zu viele Leerläufe mit sich. Zudem brauche ich irgendwelche Spezialformen nicht zu kennen, ein ausgeprägtes Vokabular ist viel wichtiger.

Leider verliess ich auch meine Familie. Ich hatte ihnen meine Gründe erklärt und sie haben es verstanden. Trotzdem waren sie enttäuscht und ich wäre auch gerne länger geblieben. Dafür lebe ich jetzt wieder zu bolivianischen Preisen in einem Hostal.

Gegenüber der Schulleitung kritisierte ich die von ihnen betriebene Gastfamilienpolitik, es wurde aber nicht darauf eingegangen. Das sei überall so.

Am Freitag war die "Fiesta nativa" in einem grossen Innenhof mit bolivianischer Musik, teilweise live, leider auch total übersteuert. Hauptsache laut. Es gab Gerichte vom Grill und aus dem Topf. Dass "Anticuchos" Rinderherzen sind, habe ich erst im Nachhinein erfahren. Dazu gab es das populäre Billiggesöff "Chicha", eine trübe, gärende Maisbrühe mit bierähnlichem Alkoholgehalt. Eigentlich hatte ich schon meine Erfahrung damit, aber man lernt ja bekanntlich nicht immer sofort. So packte mich also zum zweitenmal der Durchfall. Diesmal war keine Familie da, die mich pflegte. Dafür war es nur Durchfall ohne Erbrechen, auch schön. Aber so langsam muss ich doch wieder zu Kräften kommen, ich bin schon reichlich ausgelaugt und wohl etwas abgemagert.

Morgen besuche ich ein Entwicklungshilfeprojekt, welches zum Ziel hat, den Kindern auf dem Land wenigstens minimale Bildung zu verschaffen.

20.05.02 Santa Cruz, Bolivia

Drei Tage arbeitete ich im Bibliobus, dem belgischen Bildungsprojekt. Der Bus fährt zweimal täglich in die ärmeren Randviertel von Sucre, also nicht in den Campo, wie ich zuerst gedacht hatte. Die Kinder zwischen 6 und 13 kommen, um ihre Hausaufgaben zu machen, zu lesen und zu spielen.

Viel Mühe hatte ich, das Spanisch der Kinder zu verstehen und erst recht ihre Namen, die ich aufzuschreiben hatte. Eine grosse Hilfe war ich jedenfalls nicht. Die meiste Zeit las ich Zeitung, oder den gestiefelten Kater auf Spanisch.

Wenn die Kinder auch aus armen Familien stammten und oft nur schäbige Lumpen tragen, so unterscheidet sich ihr Verhalten erstaunlich wenig von dem von Schweizer Kindern. Im wesentlichen läuft das Spielen und Aufgabenmachen gleich ab, und meist ist die Bande sehr heiter. Auf jeden Fall war es eine gute Erfahrung, in ein solches Projekt reinzuschauen.

Gleich nach meinem letzten Bericht lief mir Claudio über den Weg. Er ist mittlerweile auch in Sucre angekommen und wohnt bei derselben Familie, welche auch mir Obdach bot. Es ist schon schön, in der Fremde auf bekannte Gesichter zu stossen. Schweizerdeutsch zu sprechen kam mir erst etwas spanisch vor, war es doch schon eine geraume Weile her, dass diese Sprache meine Zunge bediente. Sogar meine Gedanken versuchten sich ab und zu in Englisch und Spanisch.

Der Kollege Durchfall blieb mir nebenbei noch etwas erhalten. Ich begann mit Parasiten zu rechnen und gab ihnen Saures. Mit Tequilas und Caipiriñas heizte ich ihnen ein, gefolgt von einer Joghurt-Brot-Diät. Spätestens mit den Kohletabletten war die Sache vorübergehend geregelt. Mittwoch und Donnerstag waren also dem härteren Alk verschrieben. Dementsprechend heiter wars im Bibliocafé, der wohl besten Bar und willkommenen Alternative zum "yes, we are dutch"-Joy Ride-Gringo-Café, welches leider unser Stammlokal darstellte.

Am Mittwoch, nach der erwähnten Desinfektionsaktion, war eine Medizinstudentenparty angesagt. Wir tanzten ab, was das Zeug hielt. Die Stimmung war einzigartig, wirklich anders, als man es sich als Mitteleuropäer gewohnt ist. Dafür sind die Besoffenen auch leicht erhitzbare Gemüter, was unter ihnen immer wieder kurze Prügeleien verursacht.

Mich beeindruckt, wie populär hier lokale Musik ist. Volksmusik ist kein verpönte Relikt für die Alten, sondern bei allen populär, und sie prägt auch den Stil kommerzieller Bands. Fast alle Jugendlichen beherrschen die traditionellen Tänze. Musik ist hier noch nicht zum Konsumgut verkommen, sondern bildet einen festen Bestandteil der Kultur und wird gelebt.

Eigentlich erstaunt dies nicht besonders, wenn man bedenkt, wie lokal auch die hiesige Weltanschauung ist. Erst kommt die Familie, dann das Dorf. Viel weiter reicht es selten. In den Tageszeitungen wird das Internationale deshalb auch auf die letzten zwei Seiten gezwängt, wenn überhaupt vorhanden, und füllt nicht den ersten Bund wie bei uns. Einen Versuch, über den Einfluss dieser Tatsache auf die schrecklichen politischen Verhältnisse hier zu schreiben lasse ich wohl bleiben. Ich befinde mich in einem Land, das seinen ehemaligen Diktator, Banzer, demokratisch(?) wiedergewählt hat. Das sagt schon einiges. Banzer ist übrigens kürzlich gestorben. Trotz allem, was er verbrochen hat, trotz aller Leute, die er auf dem Gewissen hat, wurde er gefeiert, und in den Zeitungen erschienen Tributbeilagen. Im Moment herrscht Wahlkampf, Veränderungen sind aber kaum in Sicht. Kein einziger Kandidat macht soziale Reformen ernsthaft zum Thema. Eines der Hauptthemen scheint das Teeren der Überlandstrassen zu sein.

Am Freitag wurden wir von Roberto, unserem Meister, zu einem traditionellen Fest nach Miskamayu eingeladen, irgendwo weit weg im Campo³. Huberta, eine Österreicherin, auch dem Zampoña-Clan angehörig, und ich waren die einzigen Gringos weit und breit.

Bei diesem Dorf handelt es sich um ein Entwicklungsprojekt der Masis, also von Quechua für Quechua. Sie bauten und führen eine Schule, eine Kirche und sonstige Infrastruktur für die dortigen Campesinos. Bis zur dritten Klasse wird in Quechua, der Indiosprache, unterrichtet, und es werden Traditionen gepflegt. Hiermit sollen die Werte der In-

³”weit weg auf dem Land”

diokultur weitergegeben werden. Wie in Sucre gibt es auch hier eine grosse Zamponágruppe.

An diesem Tag warfen sich alle in ihre bunten Kostüme. Gemeinsam wurde die Zeremonie begonnen, mit Coca und einem Schluck Alkgetränk für jeden, den ersten natürlich immer für die Pachamama, die Mutter Erde. Ungeachtet unserer weissen Haut wurden wir als Freunde aufgenommen und nahmen an den Ritualen teil. Es wurde viel gespielt und gegessen.

Die Masis starteten das Projekt vor 22 Jahren, gegen viel Widerstand der Regierung. Heute arbeiten sie mit Caritas und, laut Roberto leider, mit der Regierung zusammen, welche beide Repräsentanten zu diesem Anlass schickten. Der Minister von Tarabuco kam mit 3h Verspätung, und wohl auch nur, weil gerade Wahlen stattfinden. Roberto hat ihn in seiner Ansprache deswegen gehörig angefahren, was hierzulande eigentlich niemand wagt. Da kennt er nichts – und er hat Recht.

Wir durften ein sehr schönes, traditionelles Fest miterleben. Wieder zurück, erwarb ich bei den Masis einen professionellen Quenacho, ein wunderbares Instrument. Er ist etwas tiefer als die Quena und im Gegensatz zu meiner Chile-Quena gut gestimmt.

Danach zum zweiten Mal BarBQ auf Scott&Co's Dachterrasse, gefolgt von Abtanzen im "Mitos" zu Latinohits und dem Übelsten, was die westliche Szene zu bieten hat bis in die frühen Morgenstunden.

Am Sonntag machte ich mich auf nach Uyuni, um die Salar-Tour zu machen. Im Bus nach Potosí fragte mich meine Sitznachbarin, ob ich Mönch sei, als ich mein Taschenbuch zückte. Bücher, besonders belletristischer Natur, sind hier selten. D.h. es muss wohl eine Bibel sein, und dass ich sie lese, lesen kann, heisst wohl, dass ich Mönch bin. Witzig und erschreckend zugleich. Die Fahrt war anständig kalt und unruhig, dafür unter herrlichem Sternenhimmel. Um 1:00 Uhr kam der Bus an, weitere paar Stunden durften wir im Bus bleiben, um zu schlafen.

Gut durchgefroren startete ich die 4-Tages-Tour noch am selben Tag. Der Salar ist einzigartig. Eine unendlich weite, weisse, strahlende Fläche. Die Helligkeit auf dem Salar ist unbeschreiblich. Ohne Sonnenbrille könnte man die Augen kaum offen halten. Am Rande des Salar wird von einem kleinen Dorf Salz abgebaut. Der Salar wird jährlich überschwemmt. Wenn das Wasser wieder verdunstet, haben sich die Sedimente schon gelegt und eine mehrere cm dicke Schicht besteht aus purem Salz, welches ohne Bearbeitung gewonnen und an der Sonne getrocknet wird. Das Geschäft lohnt aber überhaupt nicht. Für 50kg Salz kriegen sie 6 Bolivianos, Fr. 1.50.

Tag 2 führte uns an Lagunen mit Flamingos vorbei zur Laguna Colorada, die bei Sonnenschein knallrot leuchtet. Wegen Wolken waren diese Momente aber nur kurz. Es begann zu hageln, und je später es wurde, desto saukälter. Wir spielten Arschloch, die friedliche Runde wurde aber um 20:00 Uhr durch Ausgehen der Stromversorgung abrupt beendet.

Um 6:00 Uhr morgens gings weiter, um bei Sonnenaufgang bei den Geysiren zu sein. Durch frisch verschneite Landschaft und über 5000m.ü.M. führte die Strasse, oder besser gesagt, die Gemeinschaft aller Fahrrinnen, die die Landschaft durchqueren. Leider ist die Landschaft zu oft durch die vielen Fahrspuren der zig Jeeps etwas geschändet. Auf ca. 4500m.ü.M. erwartete uns eine Therme mit etwa 35°C, die ich mir natürlich nicht entgehen lassen konnte, trotz der bei Ankunft wohl um die 0°C Lufttemperatur. Ich genoss das Bad für eine knappe Stunde, inklusive Frühstück im Wasser. Weiter gings durch den "Desierto Salvador Dalí". Tatsächlich erinnert diese Landschaft aus dunkelroter Erde und herumliegenden Lavabrocken an Dalí's Kunst. Genial waren auch die Laguna Verde und Laguna Blanca. So viele Farben mischen sich in dieser Aussicht.

Hier hätte der Transfer der Leute stattfinden sollen, die nach Chile wollten, doch der Bus von San Pedro blieb im unerwartet gefallenem Schnee stecken. Folge davon war, dass wir, die nach Uyuni zurück wollten, unseren kom-

fortablen LandCruiser gegen ein etwas heruntergekommenes Vorgängermodell eintauschen mussten und einen neuen Fahrer kriegten.

Die letzten eineinhalb Tage waren leider hauptsächlich Zurückfahren nach Uyuni. Zum Glück verbrachte ich die ruppige Fahrt dank meiner Grösse und netter GefährtInnen nur kurze Zeit auf der Hinterbank. Noch am Mittwochabend packte mich ein weiteres Mal der Compañero Durchfall, mein treuer Begleiter die letzten Wochen.

Ich hatte Glück, diese Tour Anfang Mai gemacht zu haben, denn der Winter sollte nur noch kälter werden. Später diesen Winter wurden einmal mehrere Jeeps eingeschneit, und es starben mehrere Touristen. In Peru sollte ich eine glückliche Überlebende kennenlernen. An diesem Unglück sind die Agenturen sicher mitverantwortlich. Ob das Wetter vorhersehbar war, kann ich nicht beurteilen, aber einige Agenturen haben eine haarsträubende Ausrüstung. Die Jeeps fallen auseinander, Räder fallen ab, Reifen ohne Profil, Guides, die betrunken fahren usw. Ich hatte einige Geschichten gehört und tat gut daran, die mit wenig Abstand teuerste Agentur zu wählen

Auf der Suche nach einem späten Bus zurück nach Potosí holte mich die bolivianische Realität wieder ein. Dank bolivianischem Sinn für Angebot und Nachfrage verteilen sich die Abfahrtszeiten der etwa zehn Busgesellschaften nicht etwa in vernünftiger Weise über den Tag. Nein, alle zehn fahren gleichzeitig morgens um 10:00 und abends um 19:00 Uhr, um etwa um 2:00 Uhr in der Nacht in Potosí anzukommen. Freundlicherweise lassen sie einen dann aber im Bus weiterschlafen, bevor sie 5h später nach Sucre weiterfahren.

So war ich also genötigt, Uyuni schon um 19:00 Uhr zu verlassen. Glücklicherweise war der mittlere Sitz der hintersten Reihe noch frei. Da rüttelts zwar am meisten, dafür habe ich Platz für meine unbolivianischen Beine. Meine Hoffnung, neben mir bliebe was frei, wurde von zwei Amis zerstört. Nach und nach füllte sich auch der ganze Gang

mit teils am Boden liegenden, teils stehenden Leuten. So sass ich also da, eingequetscht zwischen einem gutgenährten Boliviano und einem Ami, dessen Kopf ständig etwas Frieden auf meiner neutralen Schulter suchte. Sein Compañero nebenan funzelte ständig mit seiner Stirnleselampe im dunklen Bus herum. Dazu penetrante bolivianische Schnulzen mit Synthesizerbläsern und -streichern, selbstverständlich mit dem nötigen Overdrive einer schlechten Anlage. Göttlich. Wie ich doch meinen Minidisc liebe.

Shaken not stirred kam ich also in Potosí an, zu einer Zeit, die nicht einlädt, ein Bett zu suchen. So schlief ich also im Bus. Bevor ich nach Sucre zurückkehrte, besuchte ich noch ein Kolonialmuseum, vor allem der Münzprägung gewidmet. Es ist interessant, wie in Museen immer die Erobersicht dargestellt wird. So wird zum Beispiel die Evangelisation der Indígena als Sieg des Christentums dargestellt. Mit Roberto habe ich auch schon darüber gesprochen. In seinem Zimmer befinden sich sowohl Symbole der Religion der Quechua, wie auch eine Jungfrau Maria. Er hat das mit Toleranz seiner Religion erklärt. Für ihn ist dies ein Nebeneinander und kein Widerspruch. Es ist in den Kirchen sichtbar, dass sich die Kulturen vermischt haben. Im wesentlichen sehen sie zwar gleich aus, wie bei uns, trotzdem gibt es Einflüsse, vor allem im Zusammenhang mit Pachamama, der wichtigsten Gottheit der Indígena.

Danach fuhr ich zum fünften Mal die Strecke Potosí-Sucre. Zurück in Sucre besuchte ich Roberto wieder. Danach sass ich wieder mal ins Joy Ride, wechselte ins Bibliocafé, wo ich Claudio wieder traf, ging ins MitoS...; es wird Zeit, Sucre zu verlassen. Es ist zu einfach, hier für eine weitere Weile sesshaft zu werden und herumzuhängen. Dafür bin ich nicht gekommen.

Am Tag danach hatte ich endlich mal Gelegenheit, etwas länger mit Roberto zu sprechen. Ich wollte mehr über seine Arbeit und sein Leben erfahren. Im Gespräch bestätigte sich mein Eindruck von der Mehrheit der Bolivianer weit-

gehend.

Mir scheint, die Leute hier krümmen keinen Finger, um ihre Lage zu verbessern. Es ist nicht nur eine Frage des Geldes, ob sich der Zustand der ärmeren Bevölkerung ändert. Es ist vor allem eine Frage des Efforts der Leute selbst. Dieser ist aber so gut wie nicht vorhanden. Keiner will einen verantwortungsvollen Posten, es ist einfacher, simple Arbeit zu verrichten.

Roberto sieht den Grund in den Spätfolgen der Kolonialzeit, als die Indígena gezwungen wurden, immer "si señor" zu sagen. Sie verloren nach und nach ihre Kultur, ihre Identität, Selbstvertrauen und Stolz. Dies habe jegliche Kreativität und Energie gekostet. Dies zu verändern ist auch Inhalt des Projektes der Masis.

Man darf natürlich auch nicht vergessen, dass die Machtstrukturen immer noch ähnlich sind und der Druck auf diejenigen Leute gross ist, welche ihre Stimme erheben.

Roberto ist arm aufgewachsen, hatte aber das Glück, von einer Schuldirektorin gefördert worden zu sein, welche ihm mittels Stipendium zu Schulbildung verhalf. Danach studierte er, unter anderem in den Staaten. Mit seiner Arbeit gibt er jetzt weiter, was er erhalten hat und hat offensichtlich schon viel erreicht. Es ist mir eine Ehre, diesen Menschen zu kennen.

Mittlerweile befinde ich mich in schwülem Klima hier in Santa Cruz, seit über einem Monat zum ersten Mal unter 2500m.ü.M., sogar unter 1000.

Ich bin glücklich, wieder "on the road" zu sein. Das Gefühl, in einem Bus nach irgendwo zu sitzen, ohne eine Ahnung, obs einem gefallen wird, wo man schlafen wird, oder ob man überhaupt ankommt und wenn ja, ob mit allem Gepäck, ist unbeschreiblich.

Die Gedanken schweifen ziellos, aber intensiv. Hundert Ideen, was man zu Hause machen könnte, aber auch, wie die nächsten Tage zu gestalten sind. Ein Gefühl unendlicher Freiheit, das mittlerweile viel an beängstigendem Beigeschmack verloren hat.

20.05.02 SANTA CRUZ, BOLIVIA

Ja, die Welt wartet auf mich. Sie will mir ihre Landschaften zeigen, ihre Städte, ihre Bewohner.

Im Herzen bin ich vielleicht doch ein wenig Nomade.



Miskamayu, Fest der Masis-Gruppen



Salar de Uyuni



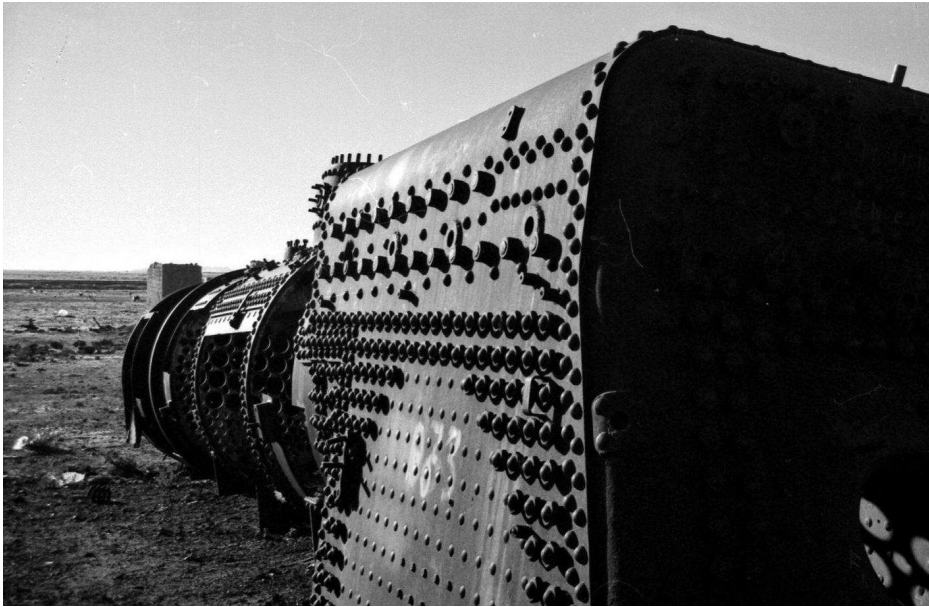
Fumarol "sol de mañana"



Bilder der Uyuni Tour



cementerio de trenes, Uyuni



29.05.02 La Paz, Bolivia

Meine 3 Tage in Santa Cruz waren voller Gemütlichkeit. Da ein Capuccino im Café mit Wasserfall, dann mal eine Stunde dem Faultier zusehen, das in den Bäumen der Plaza lebt, wie es langsamstens den Stämmen entlang klettert und Blätter frisst. Am zweiten Tag sorgte Strassen zu Flüssen machender Regenfall für die Abkühlung des Jahres.

Am dritten Tag wollte ich weiter. Wenn auch schade, so liess ich Cochabamba doch aus, da mein Zeitplan nur noch wenige Tage für Bolivien vorsah, und kehrte nach einem Monat nach La Paz zurück. Ich hatte Glück; die Strassen um Santa Cruz waren von Campesinos blockiert, wie so oft, aber sie brachen die Blockaden rechtzeitig ab. Nach langer, langer Busfahrt mit notgedrungenem Buswechsel hatte mich der La Paz Groove wieder.

Meine Entscheidung erwies sich als richtig, denn in La Paz stand "Gran Poder" bevor, der wichtigste Anlass des Jahres. Am Samstag war die Entrada. 50 fraternites bildeten einen riesigen Umzug von etwa 8:00 Uhr morgens bis nach 23:00 Uhr nachts durch das Zentrum von La Paz. In aufwendigen, bunten Kostümen wurde das Christentum gefeiert, wenigstens diente es als Vorwand. Jede Gruppe hatte eine Blechbläserband, hornend was das Zeug hält, vergleichbar mit unseren Guggen.

Am Sonntag sprang ich in einen Micro nach Tiahuanaco, der ehemaligen kulturellen Hauptstadt des gleichnamigen Volkes, den Vorgängern der Inkas. Da ich zu früh(!) war, mir einen Guide des Museums zu mieten, schloss ich mich umsonst einer Agentur-Tour an.

Mangels Staatsgeld sind die Ruinen nur zu einem Bruchteil ausgegraben. Leider ist das, was man sieht oft restauriert und dies nicht immer sehr authentisch. Als die Spanier hier ein Dorf bauten, benutzten sie die Steine der Ruinen, da sonst keine zur Verfügung standen. Die Tiahuanacu mussten die riesigen Brocken von weither schleppen. Allgemein fällt auf, wie wenig wir über dieses Volk wissen. Sie wurden

von den Inkas vereinnahmt oder ausgelöscht, oder von einer Unwetterstrafe, weil sie ihre Religion vernachlässigten, dem Sonnengott nicht mehr huldigten? Im Zentrum steht ein Monolith mit zwei linken Händen. In der "richtigen" hält er ein Symbol für Politik, in der rechten linken ein Symbol für Religion. Interpretation?

Diese Kultur birgt viele Geheimnisse. Sie war sehr weit entwickelt. So wussten sie zu ihrer Zeit mehr über Metallurgie als die Europäer, und es wurden Hirnoperationen durchgeführt – mit Überlebenden. Typisch sind die deformierten Schädel. Als Symbol des sozialen Status wurden die Köpfe der Kinder eingebunden, um einen ausgeprägten Hinterkopf zu erhalten. Auf dem Rückweg schmorte ich dann eingeklemmt in die Hinterbank auf der Sonnenseite des erstbesten Micros.

Montagsmorgen startete mein grosses Hochgebirgsabenteuer. Ich hatte eine Tour auf Huayna Potosí, 6088 müM, gebucht. Ich wollte es einfach wissen, obwohl meine Akklimatisation mit 5 Tagen recht bescheiden war und blätterte eine rechte Stange Geld dafür hin, mich 2 Tage zu quälen. Mit mir in der Gruppe waren ein Belgier, den ich schon von Sucre kannte, und ein 42jähriger Spanier. Ein Guide und ein Assistent, der vor allem wegen mir, als vermeintlich einzig Unerfahrenem mitkam, falls ich vorzeitig umkehren müsste, führten uns.

Montag war locker. In zweieinhalb Stunden stiegen wir von 4700m auf 5200m, wo wir unser Basecamp aufstellten. Beginnende Kopfschmerzen liessen mich aber bald am Erfolg des kommenden Tages zweifeln. Wir gingen früh ins Bett, um wenigstens zu versuchen, zu schlafen. Auf dieser Höhe ist vernünftiger Schlaf recht unwahrscheinlich.

Am Dienstag gings um 2:00Uhr nach bescheidenem Frühstück los. Ab hier benötigten wir Steigeisen und Eispickel. Der fast-Vollmond spendete das nötige Licht und sorgte für einzigartige Stimmung in dieser Eislandschaft. Meine Kopfschmerzen waren glücklicherweise verschwunden. Es ist schon erstaunlich, wie schnell sich der Körper

an neue Bedingungen gewöhnt.

Schön langsam trottete unsere Seilschaft durch den harten Schnee. Trotz des erschwerten Atmens in dieser dünnen Luft fühlte ich mich sehr gut. Das Wichtigste ist, sich auf die Atmung zu konzentrieren, und das Tempo der Atmung anzupassen. Du gerätst in eine Art Trance. Dein Bewusstsein beschränkt sich auf das Notwendigste: Minimaler Energieverbrauch, optimale Schritt-Atemfrequenz und "ich will das schaffen". Bei den häufigen Verschnaufpausen nimmt man dann auch die "atemberaubende" Landschaft wahr; die Eishöhlen bei Mondlicht, den benachbarten Gletscher, die Landschaft weit, weit unten.

Die ganze Zeit kauten wir Koka. Bei vorangehenden Versuchen hatte ich ausser einer tauben Backe keinen Effekt festgestellt. Hier, bei körperlicher Anstrengung, half das Koka aber eindeutig. Der Aufstieg dauerte 6 Stunden. Nach etwa 4h wurde es ungleich härter. Wir hatten einen kleineren Steilhang mit Hilfe des Eispickels erklettert, was erstaunlich gut klappte, aber danach schienen meine Reserven aufgebraucht. Für jeden kleinen Schritt benötigst du einen vollen Atemzug, einmal aus und wieder ein, und die Spitze ist immer noch weit weg. Ich begann mich damit abzufinden, bis 6000m durchzubeissen, mir die letzten und härtesten 88m aber zu ersparen.

Der Belgier klagte schon länger über fehlende Energie, hielt aber mit. Schliesslich erreichten wir mit vorletzter Kraft die 6000m bei herrlichem Sonnenaufgang. Ich konnte nicht aufgeben. Zwar war ich müde, bei Pausen schlief ich fast ein, aber ich diagnostizierte keinerlei Anzeichen von Soroche, Höhenkrankheit. Also würgte ich mir eine frische Salve Koka mit Kathalysator in die Backe. Der Geschmack war mir schon reichlich verleidet. Wir begannen, den letzten Steilhang hinter uns zu bringen. Die Steigung betrug deutlich mehr als 45 Grad, laut Guide maximal 70. Wir pickelten uns langsam hoch. Die Motivation, kurz vor dem Ziel zu sein und die Sonne schenkten mir neue Energie. Des Belgiers Zustand aber verschlechterte sich, er kriegte starke Kopfschmerzen.

Um etwa 8:00Uhr befand ich mich auf verdammt nochmal 6088 Meter über Meer. Immer wieder hatte ich Zweifel, vor allem Angst vor Soroche, aber ich hab's geschafft.

Leider konnten wir unseren Triumph nicht recht feiern, da wir aus Rücksicht auf den Belgier möglichst schnell absteigen mussten. Wir machten die obligaten Fotos, dann drängte Lucio, unser Guide, zum Abstieg. Für mich allein genoss ich ein paar Sekunden lang bewusst den Moment, den Stolz, es geschafft zu haben. Die Landschaft liegt soviel weiter unten, dass du wirklich von oben auf die anderen Berglein schaust.

Der Abstieg vom letzten Steilhang war der Horror. Lucio machte auf Stress. Wir waren mit schnellem Abstieg technisch überfordert, kamen nur langsam vorwärts und er brüllte Zeug, das wir aus Distanz nicht verstanden.

Inzwischen war der Belgier nur noch halb ansprechbar und sprach wirres Zeug wie: "Steigen wir jetzt ab?". Höhenkrankheit ist eine ernstzunehmende Sache, "ir o morir" lautet die Devise. Wir stiegen also so zügig wie möglich ab. Durch den Stress am Gipfelhang war ich völlig ausgelaugt, und der Abstieg war eine Qual. Ohne Energie torkelten wir reichlich unkontrolliert den Schnee hinunter.

Zurück im Basecamp war ich total am Ende. Mit letzter Kraft schleppte ich mich ins Zelt, um meinen erneut leicht schmerzenden Kopf zu betten. Vor allem war ich müde, sehr müde. Aber lange konnten wir nicht Pause machen, wir wollten ja noch zurück nach La Paz.

Eine Suppe päppelte mich wieder soweit auf, dass die letzte gute Stunde Abstieg möglich war, wenn auch eine Tortur.

Für diese Erfahrung hat sich das Leiden gelohnt. Es war nicht nur eine schöne Tour, sondern sie brachte mich auch wieder mal an meine Grenzen. Huayna Potosí mag ein Warmduscher-Sechstausender sein, für mich war es aber die bisher härteste Tour, eine wertvolle Erfahrung.

Heute besuchte ich das "San Pedro" Gefängnis. Es han-

delt sich um eines mit mittlerer bis hoher Sicherheit. Die Wärter bleiben aber nur ausserhalb, die Gefangenen organisieren sich selbst. Ein englischsprechender Gefangener organisiert Touren für Touris. Es war ein sehr exklusives Erlebnis, wenn auch sauteuer für Bolivien. Sowas siehst du sonst nicht.

Er selbst war schon in New York im Hochsicherheits-trakt und sitzt wegen Drogen. Im Gefängnis sitzen aber auch Diebe, Mörder, Vergewaltiger.

Du gehst also hinein und bist in den Händen von Gefangenen. Zuerst war ich einfach beeindruckt, dass es im Inneren aussieht wie ausserhalb. Da gibts Pärklein, Fressstände, Fernsehen, alles. Jeder Gefangene muss sich seine Zelle kaufen oder mieten. Dementsprechend gibt es auch luxuriösere und verfaultere der Sorte. Die Gefangenen dürfen ihre Familien tagsüber hineinnehmen, gegen "Gebühr" an die Wärter. Übernachten auch möglich.

Es gibt eine offizielle Küche, sie wird aber mit Salz beliefert, das mit Drogen, Beruhigungsmitteln, versetzt ist, deshalb organisieren sich die Insassen, welche die Möglichkeit haben, das Essen selber. Eine vollständige Subwirtschaft hat sich entwickelt.

Erst mit der Zeit bildet sich das obskure Bild unseres Guides. Er hat sich einen rechten Status geschaffen, besitzt hier einen Nachtclub, Drogenläden und macht gutes Geld mit Touristen. Die Drogen gelangen durch "Arrangements" mit den Wärtern locker hinein. Er bot uns an, ein Souvenir *schnupf* mitzunehmen, 10 Franken das Gramm Cola. Als Alternative bot er auch "Partypacks" an: 2g Cola, Gras, Eine grosse Flasche Johnny Walker und gegen Aufpreis wohl auch Beischlaf. Dieser Typ wirkt ja sehr sympathisch; trägt Brille, wirkt intellektuell, aber es handelt sich hier um einen San Pedro Mafiaboss, der sich seinen Respekt mit unsauberen Mitteln verschafft.

Die Vergewaltiger werden bei ihrer Ankunft erst einmal mit Stockhieben und Chilischoten (in sämtlichen Körperöffnungen) gefoltert. Wenn sie die ersten Tage überleben, hausen sie in einem eigenen Block, den uns Fernando mit reich-

lich Sarkasmus als "rape city" vorstellte. Hier müssen sie um 21:00Uhr in ihren Zellen sein, Ausgang auf eigene Gefahr.

Etwas weiter war etwas wie ein Casino. Es gibt hier immer wieder "Selbstmorde" von Leuten, die ihre Schulden nicht bezahlen. Zwischen seinen Erklärungen musste Fernando immer wieder zum Rechten sehen, mit dem will ich mich nicht anlegen müssen.

Er erzählte uns auch die Geschichte eines Gefangenen, der während Arbeiten an der Innenmauer von einem Wärter mangels Kommunikation erschossen wurde.

Eine sehr spezielle Touristenattraktion.



Huayna Potosí





8:00 Uhr, 6088 m.ü.M.

14.06.02 Copacabana, Bolivia

Als nächstes war die "gefährlichste Strasse der Welt" als Bike-Downhill angesagt. Von La Cumbre, 4700m, nach Yolosa, 1100müM führt diese Strasse, die La Paz mit den Yungas verbindet. Diese Strasse mit dem Bike zu machen ist vermutlich der sicherste Weg, stürzen doch ständig wieder Laster und Busse in die Tiefe. Das einzige grosse Risiko ist das Bike selbst. Wie froh war ich, dass ich darauf bestanden habe, meines im Voraus auszusuchen. Meine Mitfahrenden hatten zum Teil unverantwortbare Dinger unter dem Arsch.

Die oberste Strecke war Asphalt und saukalt vernebelt. Auf Dreckwegen und unter Wasserfällen durch wurde es immer wärmer. Der tropische Faulgeruch begann die Luft zu erfüllen. Komplett vollgespritzt und mit schmerzenden Fingergelenken kamen wir nach etwa 4h Downhill in Yolosa an. Mit zwei mitgefahrenen Schweizern erholte ich mich in Coroico, einem hübschen Dörfchen wieder etwas weiter oben.

Eigentlich wollte ich nach ein bis zwei Tagen ja zurück nach La Paz, mir kam aber zu Ohren, dass es einen schönen Umweg durch die Yungas an den Lago Titicaca gäbe. Da ich den Touristenrummel ziemlich satt hatte, erschien mir diese Variante durch mehr oder weniger touristenfreies Gebiet genau richtig. Ich konnte ja nicht ahnen, wieviel Abenteuer da auf mich zukam.

Die Schweizer wählten denselben Weg, um nach Rurrenabaque zu kommen, da die direkte Strasse von Campesinos blockiert wurde. So stiegen wir also auf den erstbesten Lastwagen nach Caranavi. Diese Reisevariante bietet neben heftigem Gerüttel auch viel Luxus: 360 Grad Rundumsicht, ein kühlendes Lüftchen und Abenteuergröbe. Von Caranavi fuhr ein Bus nach Guanay. Mitten auf der Strecke versagten die Bremsen. Nur mit Mühe konnte der Fahrer den Bus mit Hilfe des Motors anhalten. Nach 1h Reparatur konnte es weitergehen.

Am nächsten Morgen nahmen die Schweizer ein Boot

nach Rurre und ich machte mir einen gemütlichen Vormittag in diesem Goldsucherdörfchen mit Besuch einer Goldmine. Die Mine lag knapp ausserhalb des Dorfes. Frauen und Kinder wuschen allfälliges Gold aus dem von den Männern in der Mine geförderten Dreck. Die Männer hätten mich sogar hinuntersteigen lassen, aber bei meiner Grösse wärs noch unbequemer geworden, als es für sie sein musste. Zudem kamen sie bachnass aus den Stollen. An Mut mangelte es vielleicht auch etwas.

Nach feinem Mittagessen sprang ich auf einen Laster nach Santarosa. 13 Stunden, wenn kein Regen, meinte Jaime, der Fahrer. Es sollte ganz anders kommen.

Wir begannen, leicht über Schrittempo, durch die Hügelandschaft zu kriechen. Die Abenddämmerung genoss ich mit Tom Waits, auf Reissäcken liegend und bald in die Sterne schauend, die zwischen den Wolken auftauchten. Dauern waren Stops nötig, da entweder ein geplatzter Kühlwasserschlauch ersetzt werden musste, oder der LKW wiederum im Dreck steckenblieb. Halb verhungert erreichten wir ein Kaff, wo Ware abgeladen wurde und wo's was zu essen gab. Leider keine Cerveza, um den Tag zu verdauen.

Da wir nicht weiterfahren konnten, schliefen wir auf der Ladefläche, wegen Regen unter einer Plane ohne Sternsicht. Ein Petflaschenstapel diente mir als akzeptables Bett.

Um 6:00 Uhr ratterte der Moto wieder und die Schlammschlacht konnte beginnen – wieder ohne was zu beissen.

Mit Schaufel und Pickel musste die Strasse immer wieder ausgebessert werden. Harte Arbeit, die anfangs lustig ist, aber bald auf den Sack geht. Die drückende Hitze und die Mücken, die bei jedem Halt anschwärmen, heben das Gemüt auch nicht sonderlich. Wenigstens ist das Fahrerteam sympathisch; Jaime, seine Frau und Leonardo, der Schaufel- und Umladejunge. – Ein Truck, eine Schaufel, ein Mann. Gemeinsam kämpfen sie gegen Boliviens Strassen.

Nicht genug, blieb der Laster am zweiten Tag gleich

ganz stehen, da die Aufhängung einer Hinterachse ausgerissen war, was die Ladefläche fast zum Kippen brachte. Das nächste Dorf war nur eine gute Stunde Fussmarsch entfernt und zwei zogen los, um Hilfe zu bestellen.

Um endlich wieder was zu essen, plünderten wir die Wagenladung, die grösstenteils aus Lebensmitteln bestand, und ich packte meinen Kocher aus, der viel Staunen und Neid erregte. Ein weiteres Mal die öde Konversation "wieviel kostet dies, wieviel das". Diese Nacht wählte ich die Reissäcke als Unterlage und unter Sternenhimmel – bis der Regen kam.

Da keine Hilfe kam, machten wir uns ein weiteres Mal auf den Weg ins Dorf. Diesmal war ich an der Reihe, zusammen mit Leonardo. Weit ging es den Hang runter, auf Abkürzungen durch Dickicht. In einem Fluss badeten wir ausgiebig, eine herrliche Erfrischung nach drei Tagen. Ich stank schon etwa nach allem, wonach man stinken kann.

Im Dorf angekommen, hielt sich der Tatendrang der Dorfbewohner reichlich in Grenzen. Immerhin nahm einer Leonardo mit dem Motorrad zurück, um woanders Hilfe zu holen. Ich hatte zu warten, keine Ahnung, wie lange.

Die Dorfbewohner waren nett. Sie leben von Tee- und Reisanbau und leben in Lehmhütten mit Strohdach – mit Strom wohlgemerkt.

Mit drei wissbegierigen Frauen übte ich etwas Englisch, dazu das langersehnte Pacea. Damit ich nicht im Dunkeln zurückkehren musste, fragte ich nach einem Bett, denn Unterkunft gab es keine. Die Wirtin willigte freundlich ein.

Wo's Strom gibt, gibts Fernsehen. So liess ich des Abends eine üble Heul-und Schrei-Soap über mich ergehen, gefolgt von einer noch übleren Talkshow, wo Mütter ihre Töchter prügeln, weil sie ihrem Freund nicht hörig sind, dann prügeln sie aber deren Machofreund, da eine Einspielung ihn mit einer anderen zeigt u.s.w.

Geschlafen habe ich im Büro, dem Geruch nach wohl auch das Kokalager. Lachen musste ich, als ich bei der Suche nach einem Moskitonetz feststellte, dass nicht einmal

Fensterscheiben vorhanden waren.

Am Morgen zottelte ich zurück zum Lastwagen. Unterwegs schnappte ich mir eine herrliche Grapefruit frisch vom Baum und badete im Fluss. Bei diesem bescheidenen Luxus fühlte ich mich wie ein König. Zurück über eine morsche Hängebrücke und wieder den Hang hinauf dauerte der Weg einiges länger. Mein mitgeschlepptes Brot und Wasser kamen gut an.

Weiter ging das Warten in der brütenden Hitze und der Kampf gegen die Mücken. Tropentauglicher Insektenschutz – dass ich nicht lache. Nur schon auf meinem Unterarm zählte ich gut 100 Stiche, jeden einzelnen Venenzentimeter hatten die Biester angezapft. Wenn ich nicht gerade las oder Spanisch lernte, qualmte ich, um die Viecher loszuwerden.

Des Pechs nicht genug ging auch noch das Trinkwasser aus. Zum Glück war ein Bach in der Nähe. So konnten wir auch wieder kochen, natürlich immer dasselbe: Reis, Kartoffeln, Tomaten und Eier. Im wahrsten Sinn des Wortes habe ich Dreck gefressen, wenigstens abgekochten. Als ich ihnen für die Fahrt und das Essen 50bs, doppelt soviel wie ausgemacht, überreichte, gabs dann plötzlich auch Büchsenfleisch von der Ladefläche.

So nebenbei: Die zu fahrende Strecke beträgt nur gut 100km!

Ich liess Leonardo zwischendurch meinen Minidisc benutzen, was im gut gefiel. Ich musste mich schon wehren, wenn ich mir in der Gluthitze etwas kühlenden Miles Davis "gebären" wollte.

Am vierten Tag an diesem Ort mitten im Nichts kam endlich ein anderer Laster, der mich nach Santarosa brachte. Auf der Fahrt, die jetzt recht zügig voranging, stellte ich fest, dass mein Minidisc verschwunden war. Hatte mir dieser Drecksjunge doch tatsächlich meinen MD aus dem Rucksack geklaut, bevor ich den Laster wechselte. Meine Nerven waren am Ende, der Tiefpunkt meiner Reise erreicht. Was sollte ich nur ohne meinen Seelenbalsam Musik

machen. Irgendwie konnte ich ihm aber nicht wirklich böse sein, hat mein MD für ihn doch den Gegenwert von 10 Monatslöhnen, für mich sinds 2 Tageslöhne. Als Schweizer ist man ja auch gut versichert, aber was nützt mir das hier, ich kann meine Musik ja doch für Monate nicht hören.

Da ich wusste, dass die anderen nach Santarosa kommen würden, sobald der Truck repariert wäre (die Ersatzteile hatten sie zu dieser Zeit schon), entschloss ich mich, in Santarosa auf sie zu warten und den Bengel zu stellen.

Hier musste ich den Fortsetzungsroman unterbrechen, da ich endgültig schon zu lange im teuersten Internetcafé meiner Reise gesessen hatte und wegen eines Windows-Absturzes kurz vor dem Absenden des Berichtes zwei Stunden Schreibarbeit hatte wiederholen dürfen.



Goldgräber, "mineros"



ohne Worte



Steckengeblieben

18.06.02 Puno, Peru

Der Fahrer und sein Freund luden mich ein, ab Mapiri in der Führerkabine des russischen Trucks mitzufahren. Angenehmer war das aber nicht. Der Gestank und die Hitze des Motors erfüllten die Kabine. Viel schlimmer aber waren die zwei pubertären Jungs, die am Band perverse Sprüche klopften, von welchen ich die Hälfte errahnen und mitgrinsen musste. Ich sah es als Gelegenheit, mein Vokabular aufzubessern. Bei der Ankunft in Santarosa stellte mir der eine Junge eine runde Cholina vor, mit der ich schlafen sollte. Genitalhumor in Ehren, aber jetzt wurde es mir doch zu bunt.

Ich fand ein gemütliches Hostal mit sympathischem Besitzerpaar. Wenigstens etwas. Das Hostal hatte sogar einen Pool. Da der Grund aber nicht zu erkennen war, ersparte ich dies meinem Immunsystem.

Bei einem beruhigenden Bier fing ich an zu überlegen, wie ich es anstellen könnte, meinen MD zurückzukriegen, wenn sie ankommen. Zu Jaime hatte ich Vertrauen, zählte also auf seine Ehrlichkeit. Leonardo wollte ich einfach einen Handel anbieten. Der Haken war, dass mir die Kohle langsam ausging, hatte ich doch nicht mit mehr als 4 Tagen gerechnet. Anstatt Geld wollte ich ihm meinen Radio zum Tausch anbieten. Natürlich nur, falls rhetorische Methoden nicht anschlagen würden.

Ein Tag verging und ich fragte mich dauernd, ob es überhaupt einen Sinn hatte, dass ich hier noch mehr Zeit verbrate. Ein weiterer Tag verging ohne die Ankunft des blauen Volvos. Mittlerweile kannte mich schon das ganze Kaff, kommen hier doch eher selten mal Gringos vorbei. Und viele von ihnen wussten, dass ich auf einen Volvo wartete.

Ich lebte das Leben eines Bolivianers. Kein Geld, keine Arbeit, Fussball WM am Morgen (mein Zimmer war neben dem Fernseher, ich hatte gar keine Wahl. Hier sind die

Spiele mitten in der Nacht und frühmorgens). Die ganze Zeit läuft der Fernseher und penetriert dich mit superstupiden Sendungen (Big Brother Brasilien gehört zum Gehobensten). Mit ein paar Lokalen spielte ich einige Partien Schach, besonders geübt waren sie aber nicht. Immerhin einer von ihnen gab mir regelmässig Saures.

Es dauerte lange, bis ich jemanden fand, der mein letztes 20\$ Nötchen wechseln wollte, weil es ein kleines Loch hatte. Gegen brutal schlechten Kurs wars dann möglich. Immerhin konnte ich so etwas mehr Wartezeit finanzieren. Ich spreche hier von einem Budget von unter 10 CHF/Tag. Wenn ich sehr sparsam lebte, sollte ich es bis Sorata schaffen, wo ich vielleicht Cheques wechseln könnte. Wenn nicht, müsste ich wohl einige Tage Teller waschen, um die Fahrt bezahlen zu können.

Ich war das Warten leid und wollte mir ein Motorrad leihen, um ihnen entgegenzufahren. Jorge, der Hostalbesitzer, hatte zwar eines, es war aber zu klein, um auf diese Strassen losgelassen zu werden. Ein anderer Typ hatte eine 250er, war aber sehr misstrauisch. Ich musste ihm meine Fahrkünste vorführen. Trotz erfolgreicher Runde lehnte er aber ab. Vermutlich scheiterte der Deal daran, dass ich zu wenig Geld hatte, das ich ihm anbieten konnte. Dass ein Gringo mal in Geldnöten sein könnte geht hier wohl niemandem in den Kopf.

Meine Bücher hatte ich am dritten Tag warten definitiv alle fertig gelesen und konnte mir die Zeit nur noch mit Spanisch lernen totschlagen. Wenigstens kam dann ein Engländer an. Er sah noch dreckiger aus als ich, hatte ein paar Tage Dickicht-Trekking hinter sich. Wieder mal englisch sprechen.

Am vierten Tag war meine Geduld am Ende. Die Familie von Jaime hatte ich schon gefunden und hinterliess eine Nachricht, mit der Bitte, mit Leonardo zu sprechen, ich würde dann anrufen. Ich war entschlossen, meinen MD sausen zu lassen und einen Jeep nach Sorata zu nehmen. Als ich meine Sachen gepackt hatte und einsteigen wollte, war

der Jeep schon abgefahren. Erst regte ich mich grausam auf, aber was sollte ich machen? Das musste ein Zeichen sein. An Zufälle hatte ich auf dieser Reise aufgehört zu glauben. Alles hat seinen Sinn. Gerade beim Reisen wird man offen für das weniger Rationale unserer Existenz.

Ich zog mich in die Hügel zurück, um etwas Quena zu spielen und fand meine Ruhe wieder. Einen Tag sollte ich noch finanzieren können. Ich wollte auf das Zeichen hören und nicht den "Nachtjeep" nehmen, sondern warten.

Meine Entscheidung wurde belohnt. Kurz nachdem die nächstmögliche Vagoneta abgefahren war, kroch ein blauer Volvo am Hostal vorbei. Ich traute meinen Augen nicht. Verdammte 4 Tage hatte ich gewartet, aber jetzt war er da. Mit mulmigem Gefühl packte ich mein Radio, das ich im Diebstahlsfalle als Tauschware verwenden wollte und stürmte zum Laster.

Ob sie meinen MD gefunden hätten, fragte ich vorsichtig, denn möglicherweise hatte Leonardo ja nur damit gespielt und ihn nicht zurückgelegt. Tatsächlich händigten sie mir meinen MD aus. Er habe auf der Ladefläche gelegen. Ich halte es für unmöglich, dass ich ihn dort hatte liegen lassen, aber ich hatte meinen MD wieder und wollte nicht nachhaken. Ich freute mich wie ein kleines Kind und spendierte ihnen ein paar Runden.

Endlich konnte ich weiter. Mit vorletztem Geld verliess ich Santarosa. Wie's hatte kommen müssen, war die Strasse nach Sorata verschüttet, und wir mussten in irgendeinem Kaff übernachten.

Mir wurde das Vergnügen zuteil, mit ein paar mitreisenden Gold-Mineros quasipuren Alkohol zu trinken und kettenzurauchen. Man darf ja nie ablehnen, wenn einem angeboten wird. Ein elender Saubrauch ist das.

Jedenfalls hatte ich Spass mit den Jungs. Besonders mein Fickvokabular hat profitiert. Einer von ihnen, Ronald Castro, lebte lange in Deutschland und sprach auch gut Deutsch. Er hatte mehr zu erzählen, als ich zuhören konnte.

Das Kokakauen verschaffte ihm wohl Ausdauer. Nachdem er in Deutschland einmal zu oft wegen Drogendelikten mit der Polizei zu tun hatte, kam er nach Bolivien zurück, wo er beim Saufen in La Paz den Rucksack vergass und seine Sachen nie mehr wiedersah. In geliehenen Kleidern arbeitet er hier in den Goldminen. Manchmal arbeitet er auch nicht. Vielleicht lebt er sein Leben noch freier, als ich meine Reise. Frei von materiellen Ansprüchen. Nur Koka und Frauen. Es mag ein klein wenig Begeisterung in meiner Erzählung mitschwingen, Neid aber nicht.

Ich war zu müde, um die Nacht so durchzumachen. Ein noch so billiges Hostal konnte ich mir nicht leisten, da ich nicht genau wusste, wie weit meine letzten Bollies noch reichen mussten. Die einzige Alternative war die kalte, aber wenigstens überdachte Parkbank. Unbequem, als gäb's nichts Schöneres. Die Jungs warnten mich vor Fledermäusen, so bedeckte ich mein Gesicht mit einem Leibchen. Jetzt bin ich auch noch zum Penner geworden!

Am anderen Morgen konnten wir noch zuschauen, wie die Strasse geräumt wurde und weiter ging's. Meine neuen Amigos versuchten, mir jede Cholita anzudrehen, die unseren Weg kreuzte. Leider wurde ich auch wieder mal mit "cuanto vale"-Talk belästigt. Verdammt nochmal, es tut mir ja Leid, dass ich so viel Geld habe, um zwei Monate reisen zu können (Meine Lügengeschichten widersprechen sich zuweilen, aber das merkt keiner).

Endlich war ich zurück in der Zivilisation. Zum Glück fand ich nach langer Suche ein Restaurant, welches mir Traveller-Cheques wechselte. Sonst hätte ich wohl zu Fuss weitergehen müssen. Ich genoss ein Doppelbett, feines Gringoessen und ein paar Stündchen in einer Bar. Trotzdem; wenn ich gewisse Dinge auch vermisst hatte, so fing der Tourismus mir doch schon wieder an, auf den Geist zu gehen.

Hier endete mein kleines Abenteuer. Viel Zeit hat es ge-

kostet, aber eigentlich habe ich ja genau das gekriegt, was ich gesucht habe und es ist alles nochmal gut gegangen. Die Zeit betrachte ich nicht als vergeudet, habe ich doch einen etwas anderen Einblick in die bolivianische Wirklichkeit gewonnen. Einige meiner bisherigen Aussagen in meinen Berichten muss ich doch etwas relativieren. So denke ich, ist es nicht ganz falsch, Bolivianer als faul zu bezeichnen. (*nennen wir es arbeitsscheu.*) Als erstes leben sie. Niemals würden sie mehr arbeiten, als unbedingt fürs Überleben notwendig ist. Lieber genießen sie. Es besteht kein Zweifel, dass in Bolivien einiges besser laufen könnte, aber es entsteht der Eindruck, die Leute wollen es gar nicht anders. *Oder sie haben den Glauben an eine Veränderung längst verloren und kennen nichts anderes.* Sie klagen gerne, aber ich könnte mir vorstellen, dass einige von ihnen glücklicher leben als wir. Die Armut hat hier viele Gesichter. Nicht alle diese Gesichter sind a priori bedauernswert.

Spätestens jetzt habe ich (fast) alle Pläne über Bord geworfen. Schon vor 2 Wochen wollte ich in Peru sein. Ecuador kann ich vergessen. Der einzige Fixpunkt ist mein Date mit Charlotte in Salvador de Bahia, Brasilien. Ursprünglich war das nicht geplant, wir hatten uns für sechs Monate voneinander verabschiedet. Charlotte konnte aber unerwartet noch Ferien einrichten und wollte mich unterwegs besuchen. Ich muss zugeben, dass ich mir diesen Vorschlag gut überlegen musste. Bis vor kurzem wusste ich noch nicht einmal, in welche Richtung ich weiterreisen würde und muss mich jetzt zum ersten Mal seit langem auf ein Datum und einen Ort festlegen. Das mag schwer zu verstehen sein, ist für mich aber ein Problem, weil ich meiner Reise soviel Zeit geben möchte, wie sie braucht. Dazu kommt, dass das Wiedersehen eine Kollision zweier Welten sein wird, was nicht einfach werden dürfte. Aber diese Bedenken sind der Vorfreude gewichen, Charlotte früher als erwartet wiederzusehen.

In Sorata gönnte ich mir etwas leichtes Trekking durch

herrliche Landschaft und auf abenteuerlichen Wegen. Bald ging ich dann aber weiter nach Copacabana. Endlich sah ich wieder mal viel Wasser auf einmal, den Lago Titicaca.

Ich verbrachte ein paar schöne Tage in Copacabana, auf der Isla del Sol und der Isla de la luna. Diese Inseln beeindruckten mich. Ihre gute Energie ist sofort spürbar. Ich fand einen abgelegenen Strand und genoss es, ihn ganz für mich allein zu haben. Bei Regen wanderte ich vom Süden in den Norden der Insel. Ich kam unterwegs an einer Kapelle vorbei, wo ein Gottesdienst abgehalten wurde. Die Frauen sangen mit eigenartig hoher Stimme. Ich suchte für ein Weilchen Unterschlupf und hörte zu. Ein kleiner Junge wollte mir den Weg erklären, um etwas Taschengeld zu verdienen. Ich lehnte sein Angebot ab, plauderte aber noch etwas mit ihm. Als ich im Norden der Insel ankam, schien die Sonne wieder. Ich schaute mir eine Inka-Ruine an. Um sie zu sehen, musste ich übertrieben viel bezahlen, es lohnte sich aber nicht wirklich. Die Insel ist für mich die Attraktion, nicht in erster Linie die Ruinen.

Auf dem Schiff zur Isla de la luna lernte ich einen Deutschen kennen. Bei der nächsten Ruinenschau zogen wir es vor, am Strand mit meinem Kocher etwas Pasta zu kochen. Wir unterhielten uns gut und noch den ganzen Abend lang. *Stefan ist ausgesprochen esoterisch geprägt. Ich denke, unsere Gespräche gaben mir genau das, was ich brauchte, um die nächste Etappe richtig anzugehen.*

Heute lief meine schon einmal verlängerte Aufenthaltserlaubnis ab, also musste ich nach Peru (aus unerklärlichen Gründen erhält ein Schweizer bei Einreise nur die Bewilligung für 30 Tage, alle anderen Europäer aber deren 90). Eigentlich wollte ich nach Arequipa, da gabs aber gewalttätige Demonstrationen mit vielen Verletzten, und es wurde der Ausnahmezustand ausgerufen. So muss ich eben nach Cusco. Auf dieses Tourismuszentrum (Ausgangspunkt für den Incatrail nach Macchu Picchu) freue ich mich nicht besonders, aber Stefan hat mir die umliegenden, weniger frequentierten Ruinen sehr schmackhaft gemacht.

25.06.02 Cusco, Peru

Cusco gefällt mir besser als erwartet. Das bevorstehende Inka-Festival Inti Raymi hatte noch keine allzu grossen Touriströme ausgelöst, und ich fand ohne Probleme ein Hostel. Diesem Anlass wollte ich ja eigentlich aus dem Weg gehen, aber jetzt, wo ich sowieso hier war, freute ich mich darauf. Die Stadt selbst ist sehr touristisch, aber je nach Stadtteil immer noch sehr sympathisch.

Das Nachtleben war wieder einmal eine Abwechslung, und mit Kater war ich ja schon lange nicht mehr erwacht. Wie es der Zufall will, bin ich hier öfters mit Landsleuten (und einem Österreicher..) unterwegs.

Zwei Tage lang war in ganz Peru Generalstreik und hier war alles geschlossen. Wenigstens tagsüber. Die Strassen brannten, und Leute demonstrierten, aber zum Glück ohne Zwischenfälle. Die peruanische Flagge, die normalerweise neben der Regenbogen-Inkaflagge über der Plaza weht, wurde abgenommen.

In dieser Zeit "flüchtete" ich zu den Ruinen unweit von Cusco. Busse fahren keine, aber die Ruinen liegen nahe genug, um sie abzuwandern. Was ich sah schlug alles, was ich bisher an Ruinen gesehen hatte. Leider wurde einiges restauriert, nicht immer unauffällig. Ich nahm mir sehr viel Zeit, die Atmosphäre dieser Orte zu geniessen. Die anderen, plappernden Touris waren mir keine Hilfe dabei. Wächter, die mich aus Sicherheitsgründen nicht auf einer "hohen" Mauer sitzen lassen wollten, trugen auch dazu bei, dass ich der Wirklichkeit nicht allzu fern blieb.

Da mir mein Wissen über die Inkas zu bescheiden erschien, verwendete ich den 2. Streiktag dazu, über Büchern zu sitzen.

Am Abend besuchte ich endlich wieder mal eine Jazzbar. Zu meiner Freude war gerade ein Jam im Gange. Nach ein paar Stücken kitzelten meine Finger, und ich fragte ohne Hoffnung nach einem Saxophon. Wie erwartet hatten sie

keines, doch fünf Minuten später betrat doch tatsächlich einer der zwei Saxophonisten in Cusco die Bar und liess mich auf seinem Altsax spielen. Nun, es war ein Alto und nicht gerade ein gutes, aber es tat gut zu spielen, nach bald 4 Monaten Abstinenz.

Eigentlich hatte ich geplant, am nächsten Tag in Richtung Macchu Picchu zu starten. Den Inca-Trail hatte ich abgeschrieben, da er jetzt so teuer und überlaufen ist, dass ich mir lieber Zeit für die anderen Ruinen liess und mit dem Zug von Ollantaytambo nach Aguas Calientes wollte, um Macchu Picchu zu sehen. Zudem hatte ich nicht das Bedürfnis, der hiesigen Touristenmafia noch mehr Geld in den Arsch zu stopfen. Es kommt nicht denen zu gute, die dafür arbeiten, wie z.B. den Trägern. Die Jungs von der Band machten mich aber auf ein Musikfestival aufmerksam, welches am folgenden Abend stattfinden sollte, an welchem sie auch spielen würden. Ich hatte noch einen Tag zum Verschieben zur Verfügung und änderte meine Pläne – einmal mehr.

Mit Renato, einem der Schweizer, besuchte ich die Ruinen von Pisac, kehrte aber am selben Tag nach Cusco zurück. Wir liessen uns viel Zeit für die verschiedenen Ruinen. Wie immer gefielen mir die rituellen Bauten am besten, da gaben sich die Incas immer am meisten Mühe. Die anderen Häuser sind eigentlich einfach Steinhäufen, wie man sie kennt. Die Tempel sind aber meist ausserordentlich kunstvoll gefertigt. Vor allem hatten sie ein gutes Gespür, wie sie ihre Bauten in Szene setzen mussten, und suchten sich geniale Orte aus.

Als ich zurück in Cusco auf der Plaza San Blas ankam, war die Band schon am Spielen, und ehe ich mich umdrehen konnte stand ich schon mit ihnen auf der Bühne vor einer Plaza voller Leute mit dem Altsax in der Hand. Wir spielten ein paar Stücke und mischten Musiker mit der nächsten Band. Unter ihnen ein guter Tenorsaxer, wohl der zweite von zwei in Cusco. Wie gerne hätte ich mein Tenor gehabt, um ihm die Stirn bieten zu können. Auch wenn mich meine

Leistung nicht überzeugte, war es ein geniales Gefühl, wieder zu spielen und in einem fremden Land auf der Bühne zu stehen.

Am Samstag besuchte ich die Ruinen bei Ollantaytambo. In meinem Buch über Inkas war von einem unvollendeten Bauwerk die Rede. Für meinen Geschmack dürfte man die eigenartig geformten und verteilten Felsen aber auch als frühe moderne Kunst interpretieren. Überhaupt werde ich des öfteren das Gefühl nicht los, dass sich die Historiker und die Touri-Guides ihre Geschichten aus den Fingern saugten. Schriftliche Überlieferungen gibt es ja keine.

Ein mühsamer Bahnangestellter wollte mir mein Ticket nach Aguas Calientes unbedingt erst um 18:00Uhr verkaufen. Wie ich dann feststellte, hatten zwei holländische Mädchen da weniger Probleme. Immerhin habe ich dann noch eins gekriegt.

Am nächsten Morgen klirrte mein Wecker (die Höhe scheint dem Piepser nicht gut zu bekommen) um 4:00 Uhr. Ich wollte vor der Menge in Macchu Picchu sein. Der Weg war steil und um diese Zeit unheimlich dunkel. Etwa eineinhalb Stunden kletterte ich die Stufen durch tropischen Wald hoch und schwitzte meine Haut kalt. Über den Eintrittspreis werden in Cusco Märchen erzählt. Tatsächlich kostete mich der Eintritt als Studi "nur" 10US\$. Bevor der Typ meinen Rucksack nach verbotenem Essen und Trinken durchsuchen konnte, zog ich davon.

Um 6:00 Uhr stand ich praktisch alleine in den Überresten von Macchu Picchu. Es wahr sehr neblig und die Atmosphäre schlicht genial. Einsam in diesen Ruinen herumzugehen ist ein Privileg, welches ich sehr wohl zu schätzen wusste.

Die Idylle war von kurzer Dauer. Schon bald dröhnten Busse den Hang hinauf und die Ruhe wurde von schlechtem Englisch der Guides, ahhhs und ohhhhhs parfümierter Luxusreisender und grölenden Backpackern durchbrochen.

Solange noch einigermaßen in Frieden möglich, bahnte ich mir meinen Weg durch die Sehenswürdigkeiten. Ich hatte das Glück, fast zur Sonnenwende da zu sein, was es mir erlaubte, die astronomischen Einrichtungen zu testen, welche für das Bestimmen dieses Tages gedacht waren. Natürlich funktionieren sie immer noch.

Danach kletterte ich auf Huayna Picchu, den Berg, der auf allen Postkarten hinter der Stadt aufragt. Von der Spitze überblickt man die ganze Stadt, ein Anblick, der für die Mühen des Aufstiegs entschädigt. Für den Abstieg wählte ich einen steilen Pfad auf der Rückseite, der mich zum Mondtempel führte. Dieser schien nicht auf besonderes Interesse zu stossen, obwohl er genau so kunstvoll erbaut wurde, wie der Sonnentempel inmitten der Stadt. Über eine halbe Stunde hatte ich ihn für mich allein, meditierte und spielte Quenacho.

Da ich mein Ticket für die Rückreise noch nicht hatte, wollte ich bald zurück. Es reichte nicht mehr für alles, aber auf den Hügel, von welchem die Postkartenansichten stammen, musste ich noch. Der Überblick über die gesamte Anlage ist atemberaubend. Die Stadt befindet sich in genialer Landschaft. Nachdem die Aussicht ausgekostet war, rannte ich hinunter nach Aguas Calientes. Die Stufen sind einfach bequemer zu rennen, als zu gehen.

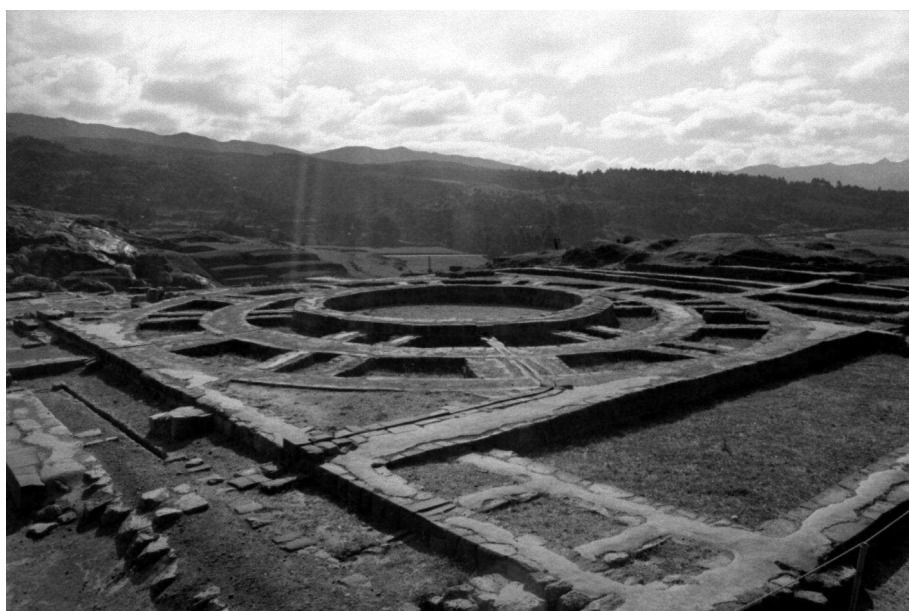
Natürlich waren die günstigen Tickets nach Cusco schon ausverkauft. Jetzt wollten sie verdammt 35\$ bis Cusco. Ich wollte am Montag in Cusco sein, um Inti Raymi zu sehen. Der Zug ist aber die einzige Transportmöglichkeit, Strassen gibt es nicht. Der Monopolist Perurail ist privat, und sie nutzen ihr Monopol schamlos aus. Ich hörte Lokale munkeln, es sei möglich, dass ein weiterer Wagen angehängt werden könnte. Ich riskierte es, zu warten. Es lohnte sich. Plötzlich, nachdem einige schon die teuren Tickets gekauft hatten, was wohl das Ziel war, gab es wieder billige Plätze, doch jetzt kostete die Fahrt nach Ollanta plötzlich 15\$ statt 10\$. Ich fragte nicht.

So schaffte ich es also rechtzeitig nach Cusco. Heute war Inti Raymi, das grosse Inkafestival, in den Ruinen oberhalb Cusco. Die Kulisse war fantastisch, aber die Aufführung selbst überzeugte mich nicht wirklich. Abgesehen davon, dass alles in Quechua war, was auch richtig ist, war die Musik reichlich uninspiriert bis grauenhaft. Andine Musik hätte schon mehr zu bieten. Das Festival ist erst 58 Jahre alt, und die sprechen von (Inka-)Tradition. Die Inkas wurden Mitte des 16. Jahrhunderts ausgerottet, da muss ich mich schon fragen, wie diese Tradition überliefert wurde. Verreissen will ich es ja nicht (vielleicht sass ich auf meinem Felsen ja nur zu unbequem), es ist bunt und lebendig. Es scheint mir aber eine etwas gebastelte Attraktion zu sein.

Jetzt werde ich den Saxophonspender treffen. Er bat mich, ihn ein wenig zu unterrichten. Danach hoffe ich auf einen weiteren Jam im Planeta Sur.



Strassensperre bei Cusco



Sacsayhuaman



"Incasofa", Ollantaytambo



Machu Picchu

06.07.02 **Pisco, Peru**

Meine Hoffnungen auf einen Jam wurden mehr als erfüllt. Saxophon war leider keines vorhanden, so musste ich mit einer Querflöte vorlieb nehmen, welche ich nicht wirklich beherrsche. Dafür hatten sich schon einige erstklassige Musiker in der kleinen Bar eingefunden. Ein junger Gitarrist groovte göttlich ab, dazu ein gernecooler (aber trotzdem sympathischer) Exilami, seinerseits ebenfalls guter Gitarrist, begleitet von Bass und Congas. Mein Musikerherz fand Befriedigung.

Tags darauf wollte ich nach Chivay am Colca Canyon. Die auffälligerweise mit bescheidener Intelligenz beglückte Verkäuferin gab mir das Ticket, ohne zu bedenken, dass der Bus gar nicht mehr über Chivay fährt. So musste ich den Umweg über Arequipa nehmen, die Stadt, die noch vor wenigen Tagen wegen Ausschreitungen im Ausnahmezustand war.

Eine lange, unruhige, aber schöne Busfahrt führte mich dann nach Cabanaconde, ein verschlafenes Nest oberhalb des Colca Canyon. Den kurzen Abend verbrachte ich damit, mit ein paar Franzosen Escalier zu spielen – ich verlor. Dazu begann ich, leichte Zahnschmerzen zu verspüren.

Gemässigt früh machte ich mich am anderen Morgen an den 1000m Abstieg in den Canyon zu einer Oase. Schon von weit oben war ein Pool zu erkennen, was Vorfreude auf einen kühlenden Sprung aufkommen liess.

Die Oase entpuppte sich als kleines Paradies. Unterkunft fand ich in einem Bambushüttchen mit Bambuspritsche. Nach Baden im Pool und in der Sonne gabs ein anständiges Abendessen, gefolgt von einer gemütlichen Plauderrunde am Lagerfeuer.

Den Freitagvormittag sass ich am Fluss, spielte Que-na, benutzte meinen mitgeschleppten Kocher wieder einmal und sonnenverbrannte mich. Der Aufstieg zurück nach Cabanaconde war elend lange und mühsam. Oben angekommen war es schon dunkel. Meine Zahnschmerzen wurden

ekkliger, und ich begann mir Sorgen zu machen.

Den Rückweg nach Arequipa unterbrach ich am "Cruz del Condor", wo die Könige der Anden elegant ihre allmorgendlichen Runden drehen. Zum Frühstück gabs "Tuna", herrliche Kaktusfrüchte, die hier überall verkauft werden. In Chivay stoppte ich, um mich im nahegelegenen Thermalbad zu entspannen. Meine Zahnschmerzen betäubte ich derweil mit Kokakauen – es ist eine Schande, dass Koka bei uns illegal ist. Uns geht unter anderem gute Medizin verloren.

Zurück in Arequipa fand ich ein schönes, aber überbezahltes Hostal. Am Sonntag suchte ich vergebens nach einem arbeitenden Zahnarzt und irrte etwas in der Stadt umher. Das Koka war mittlerweile zu schwach, und ich verschrieb mir Schmerzmittel. Ich kaufte ein Entzündungsmittelchen in der Apotheke, da ich eine Zahnfleisch- oder Kieferhöhlenentzündung vermutete. Ich war kurz davor, selbständig mit einer Antibiotikakur anzufangen, liess es aber bleiben.

Am Montag liess ich mir in einer Apotheke einen guten Zahnarzt empfehlen. Nach einigem Umherirren (durch die halbe Stadt) für etliche Röntgenaufnahmen lautete die Diagnose: Zahnwurzelentzündung. Sie hatte sich schon in den Gaumen ausgebreitet und eine Blase gebildet, um es hier noch etwas appetitlicher zu beschreiben. Der Arzt bohrte mir den betroffenen Zahn aus und setzte mich unter Antibiotika und andere Schmerzmittel. (Ja, es gibt Lokalanästhesie in Peru). Er machte einen professionellen Eindruck, und dass die Behandlung einen Bruchteil des in der Schweiz dafür verlangten Preises ausmachte, war ein kleiner Trost.

Als Folge davon musste ich noch mindestens zwei Tage in Arequipa bleiben. Meist zottelte ich ziellos durch die Stadt, wechselte mal das Hostal, was sich sehr lohnte, oder sass in Internetcafés und baute meine Reiseberichtseite aus. Zum Trost verwöhnte ich mich kulinarisch; grosse "Ensaladas de Fruta" am Mercado, Helados⁴ und "teure"

⁴Glacé

Nachtessen wie die köstliche Lokalspezialität "Rocoto relleno". Beim Coiffeur war ich auch zum ersten Mal in der Südhemisphäre, um meinen Landstreicherlook loszuwerden. Mit kurzen Haaren und getrimmtem Bart sehe ich jetzt wieder schrecklich zivilisiert aus.

Nach zwei weiteren kurzen Behandlungen beim Zahnarzt wollte ich weiter. Bevor der hohle Zahn verschlossen werden kann, muss die Entzündung abheilen, was etwa eine Woche dauern kann. Ich werde die Behandlung in Lima wieder aufnehmen.

Nächster Halt war Ica. Auf der Busfahrt hatte ich ziemlich den Blues, weshalb, erzähle ich gleich. Die Stadt empfing mich frühmorgens eher unfreundlich, und mein Hostal war ein Loch. Ica ist umgeben von Sanddünen, und wenige Kilometer vom Stadtzentrum liegt eine schöne Oase, in die ich flüchtete. Auf dem Weg kreuzte ich eine sehr lange Schlange von Schülerinnen. 300m Pfeiff- und Kicherkonzert! Grinsend ignorierend zog Brad Pitt an ihnen vorbei.

Den Nachmittag verbrachte ich damit, mit einem Sandboard mehrmals die Dünen hochzustampfen und mir sämtliche freiliegenden Körperöffnungen mit Sand zu füllen. Machte Spass.

Am Abend trank ich ein paar lokale Weine mit zwei Italienern und einem Tschechen, beides Nationalitäten, die hier schwach vertreten sind.

Heute bin ich in Pisco angekommen und hatte soeben die beste Dusche seit Monaten – gleichzeitig die erste seit Tagen. Meine Schmerzmittel habe ich im zweiten Anlauf erfolgreich abgesetzt. Für Morgen habe ich mich wieder mal auf eine organisierte Touritour eingelassen, um die Islas Ballestas und die Peninsula Paracas zu besuchen.

Ein Grund für meinen Blues im Bus nach Ica war das vorangegangene Gespräch mit dem Hostalvater der "Posada del Cacique". Es hat mir gezeigt, wie abgestumpft ich gegenüber den Problemen des Landes schon bin.

In den Strassen will immer irgend jemand etwas von dir, sei es ein Bettler, ein Dollarwechsler, ein Kind, das Süßigkeiten verkaufen will, ein Schuhputzer oder eine hübsche Serviertochter, die dich in ihr Restaurant zerrt. Ständig bist du unter Beschuss. Als Reaktion darauf fängst du an, Scheuklappen aufzusetzen und alle zu ignorieren. Genau so muss das auch bei den besser gestellten Peruanern sein, die sich nicht um die Ärmern scheren und ohne schlechtes Gewissen ihren Wohlstand ausleben, so wie ich hier. Es ist einfach zuviel.

Im Gespräch mit diesem etwas älteren Herrn brannte ich mit meinen inzwischen etwas gefestigten Ansichten ziemlich an. Wir sprachen über die Probleme in Peru, verglichen mit den schweizerischen, und ich argumentierte, wie so oft und mittlerweile beschämend gelassen, dass wir zwar keine vergleichbaren Sorgen mit Hunger, Arbeitslosigkeit oder Bildung hätten, dafür aber andere. Unser Leben bestehe aus arbeiten und viel Geld verdienen. Dabei gehe das "disfrutar la vida", das Geniessen des Lebens, verloren. Unsere Gesellschaft übe einen grossen Erwartungsdruck auf jeden Einzelnen aus. Wir hätten zwar mehr Geld, seien deshalb aber kein bisschen glücklicher, was sich in psychischen Problemen wie Depressionen und unserer Selbstmordrate zeige.

Aber was erzählte ich diesem Mann da? Ich verwendete ein Cliché als Entschuldigung für meine Möglichkeiten. Zwar kann ich, nüchtern betrachtet, immer noch zu meinen Ansichten stehen. Es wurde mir aber bewusst, wie frech sie sind, besonders, weil sie auf mich nicht wirklich zutreffen. Klar, ich habe ein zeitweise sehr strenges Studium, aber im Grunde geniesse ich das Leben in vollen Zügen. Ich bin glücklich mit meinem Leben, besonders jetzt und hier, wo ich die schöne Seite Südamerikas, die "tranquilidad", geniesse. Nur allzu leicht übersieht (rsp. ignoriert) man als Tourist die Kehrseite, besonders, wenn man sich die Scheuklappen schon zugelegt hat.

Mein Gegenüber macht sich Sorgen, weil er seine Kinder nicht zur Uni schicken, ihnen keine neuen Kleider kaufen oder sich bei deren Krankheit den Arzt nicht leisten kann.

Mein getauschtes Buch, welches auf dem Tisch liegt, an dem wir sitzen, wäre für ihn unerschwinglich.

Während ich dieses Gespräch verdaute, sass ich in einem Luxusbus nach Ica, und der Fernseher zeigte die westliche Welt, eine Jetset-Hollywoodserie. Für mich im Entferntesten ein Stück Zuhause, doch wie wirken diese Bilder auf einen armen Peruaner, der sie in jedem Lokal zu sehen bekommt? Auch durch sie wird seine Armut definiert.

20.07.02 Huaraz, Peru

Die Tour zu den Islas Ballestas erfüllte meine Erwartungen. Die Inseln waren zwar schön, der Captain hatte es aber recht eilig und düste an den Vögeln und Seelöwen vorbei. Etwas ruhiger war der Besuch des Paracas Naturreservates. Den wunderschönen blendend weissen Sandstrand musste ich leider mit Hunderten anderen teilen, die verschwanden aber so schnell, wie sie (rsp. wir) gekommen waren und ich konnte ein paar einsame Minuten geniessen. Danach gabs Fischessen. Kaum war der letzte Bissen verzehrt, wurde nach Hause gestresst.

Am folgenden Tag ging ich weiter nach Lima. Im teuren Taxi fuhr ich zu einem mir empfohlenen Hostal im "gefährlichen" Stadtzentrum. Die meisten Touris bevorzugen Viertel wie Miraflores oder Baranco, die zwar etwas sicherer sind, dafür mindestens doppelt so teuer.

Ich sehe nicht ein, weshalb man sich in einem Stadtteil verkriechen soll, der vielleicht den Lebensstandard von 2% der Bevölkerung repräsentiert. Die wohlhabenderen Gegenden sind so westlich, dass man dafür wirklich nicht nach Südamerika gehen muss.

Lima ist dreckig. Die Luft ist so übel, dass die Sicht nur etwa 5 Blocks beträgt und der Regen in den Augen brennt. Der Horizont ist dunkler Nebel.

Mein neuer Zahnarzt meinte, er würde für die Behandlung mindestens drei Tage brauchen. Die Zeit wollte ich

nutzen, um mein Rückflugticket zu ändern, damit ich als Abschluss noch nach Cuba kann. Ich musste drei Tage auf Antwort von STA warten, und sie lehnten ab. Ich bin aber noch am Verhandeln.

Ansonsten war ich zu Fuss zu Bus unterwegs, die Stadt zu erkunden. Ich nutzte das kulinarische Angebot, besonders die Chifas (Chinesische Restaurants) haben ein sehr gutes Preis-Leistungsverhältnis.

Lima ist ein guter Ort, um meine inzwischen gewonnene Ruhe und Gelassenheit, aber auch meinen Instinkt zu testen. Die Stadt ist unfreundlich, die Menschen sind es nicht.

Einmal mehr wurde ich von einem Studi angesprochen, um etwas Englisch zu üben. Dieser war mir sympathisch, und wir trafen uns zu einem Bierchen in einer Bar seiner Wahl. Anstatt Englisch zu üben, brachten er und sein Freund mir Peru-Slang bei (deutlich unterschiedlich zum bolivianischen!), während auf meine Kosten getrunken wurde. Ein paar Westschweizer stiessen dazu, und wir gingen weiter in eine "Disco". Gelohnt hat es sich nicht. Bei dieser "Disco" handelte es sich um einen Ort, der einen McDonalds mit lauter Musik an Atmosphäre nicht übertreffen konnte.

Am Tag darauf musste ich einen Diebstahlversuch in der Strasse abwehren. Schon einige Tricks habe ich selbst kennengelernt, doch zum Glück waren bisher alle erfolglos. Dieser war reichlich plump. Ich spürte eine Hand in meinem Hosensack, packte sie und jagte den Penner zum Teufel. Er wollte noch betteln, aber ich verscheuchte ihn mit ein paar lauten "vete ladron!". Ich musste aber ab meinen Worten lachen, "Hau ab Dieb" klingt doch wirklich zu komisch.

Ohne Sightseeing in Kirchen oder Museen verliess ich Lima nach meiner letzten Behandlung, die einen Tag mehr benötigte, als geplant, in Richtung Huaraz.

Um 5:30Uhr kam ich an. Für einmal liess ich mich direkt

ab dem Bushalt in ein Hostal abschleppen. Jedes Mal wirst du belagert. Die Hostalmama war mir sympathisch, und ich traute ihr. Mein Vertrauen wurde mit einem hübschen Hostal mit familiärer Atmosphäre belohnt. Um mich von der Busfahrt zu erholen, legte ich mich etwas hin. Ich hatte überhaupt keine Energie und schaffte es den ganzen Tag nicht mehr aufzustehen. Im unbequemen Bett lag ich und mochte weder lesen noch sonstwas tun. Der Tag danach war nicht besser, ich zwang mich aber auf die Beine, um die Stadt zu erkunden und wieder einmal etwas zu essen. Ich hatte leichtes Fieber.

Am Sonntagmorgen fühlte ich mich besser. Nina, die Hostalmama, stellte mich zuvorkommend einem anderen Gast, Mélanie, einer Frankokanadierin, vor. Sie hatte vor, in Naturfels klettern zu gehen und lud mich ein, mitzukommen. Da ich an diesem Tag nur Vorbereitungen für mein geplantes Trekking treffen wollte, wollte ich diese Chance nutzen, wieder mal zu klettern. Ich fühlte mich wieder gut, übertrieb es aber anscheinend doch ein bisschen. Mel kletterte wie eine Katze, während ich die meiste Zeit entkräftet im Seil hing. Wenigstens schaffte ich eine einfachere Route mit ein paar Pausen. Wenn auch etwas frustrierend, machte es doch sehr viel Spass. Zur Erholung schwitzten wir in einer Thermalsauna in natürlichen Höhlen.

Meine Pläne für Huaraz beinhalteten eine einsame Mehrtageswanderung. Mir wurde aber der Santa Cruz Trek schmackhaft gemacht, welcher leider gut frequentiert ist. Es würde also wohl kaum ein einsamer nur-ich-und-die-Natur Ausflug werden. Deshalb war es mir auch recht, mich mit Mel zusammenzutun, die diesen Trek plante, aber nicht alleine gehen wollte. Wir waren uns sympathisch, und unsere bisherigen Gespräche waren vielversprechend.

Am nächsten Morgen starteten wir etwas spät, weil wir noch einkaufen mussten. Wir starteten nicht direkt mit dem offiziellen Teil, sondern fuhren zuerst nur bis zu den Lagunen Llanganuco. Unfreiwillig mussten wir die letzten Kilometer gehen, da uns die Jungs vom Collectivo verarschten.

Sie wollten plötzlich mehr Geld, damit sie uns bis ganz ans Ziel fahren würden. Ich beschimpfte sie ordentlich (das kann ich mittlerweile einigermaßen), und aus Prinzip gingen wir den Rest zu Fuss, nebenbei eine der schönsten Etappen des ganzen Ausflugs.

Wir gingen den Lagunen entlang und beschlossen, den Trek von hier zu starten, was ihn um einen Tag auf fünf Tage verlängern würde. Was wir auf der schlechten Karte übersahen, war, dass ein Pass von 4700m.ü.M. vor uns lag, was an diesem Tag nicht mehr zu machen war. Wir schlugen unser Zelt auf, d.h. wir hängten es an Zahnseide, da Mel die Stangen im Bus liegen gelassen hatte, und kochten Pasta.

Am nächsten Morgen nahmen wir ein teures Taxi nach Vaqueria, an den Start des Trails, um nicht sechs Tage daraus zu machen. Aus dem bescheidenen Sortiment tätigten wir die letzten Einkäufe. Ohne Brot, aber mit genügend Essen für vier Tage, legten wir los. Mein Rucksack war zwar verdammt schwer, ich schätze 10-15kg, aber das Gefühl, für Tage völlig unabhängig zu sein, war toll.

Unterwegs wurden wir von ein paar Kindern begleitet. Wir trauten uns erst zu essen, als sie zurückblieben, da wir unsere Vorräte nicht frühzeitig los sein wollten.

Wie erwartet kamen wir weiter als die offizielle erste Etappe und genossen den Abend bei einem mühsam entfachten Feuer und einem persönlichen, aber gleichzeitig eigenartig distanzierten Gespräch.

Die nächste Etappe führte über einen 4750m hohen Pass, Punta Union. Dank einer Kuh, die ich beim Wiederkauen meines Hutes erwischte, standen wir früh auf. Der Tag war anstrengend, aber wir wurden mit herrlicher Umgebung belohnt. Besonders ein fast-6000er Gipfel, Pucahirca, gab eine atemberaubende Kulisse. Auf 4100m übernachteten wir. Wie immer kochten wir gut und gingen früh zu Bett. Zum ersten Mal fror ich nicht die ganze Nacht. Die vorangehenden Nächte waren in meinem +5Grad-Schlafsack eher unangenehm.

Es sah so aus, als könnten wir den 4-Tages Trek in 3 Tagen machen. Für den letzten Tag standen uns aber einige

Kilometer bevor. An hübschen Lagunen vorbei und durch eine imposante Schlucht führte der Weg. Meine Füße fingen an zu schmerzen und Verknackser häuften sich. Die letzten km waren eine Qual, aber gerade zu Sonnenuntergang erreichten wir Cashapampa nach 7h Abstieg. Ich war völlig fertig. Zum Glück klappte der Transport, wenn auch nicht billig. Wir humpelten zu unserem Hostal und beendeten unseren Trip mit Gemüse-Curryreis. Es war schön, wieder einmal in einem Bett zu schlafen, wenn auch ungeduscht, da kein warmes Wasser zu haben war.

Heute stressten wir durch die Stadt, um die Zeltstangen zu ersetzen. Billig wars nicht.

Noch heute Abend nehme ich einen Bus nach Trujillo, von wo aus ich die Anden in Richtung Amazonas queren möchte.

04.08.02 Iquitos, Peru

Nach den 4 Stunden im Internetcafé in Huaraz blieb mir noch Zeit, mich mit einem fettigen Pollo frito von der Strasse zu ernähren, bevor ich, zusammen mit Mélanie, die direkt nach Yurimaguas wollte, in den Bus nach Trujillo stieg. Dass sich diese Fahrt mit Abstand zur bisher längsten entwickeln würde, ahnte ich nicht.

Frühmorgens kamen wir in Trujillo an. Die Stadt interessierte mich nicht besonders, also suchte ich auch nach einem Bus in Richtung Amazonasbecken. Nur zwei Stunden später hatten wir Anschluss, und ich zwang meine Knie schon wieder zwischen die Sitze. Nur gerade zweimal blieb der Bus stehen und verlangte nach Reparatur. Mel, die keine Musik dabei hatte, konnte ich mit Dave Matthews glücklich machen, was den bereits angeschlagenen Batterien den Rest gab. So las ich halt reichlich. Einmal blieb der Bus in Chiclayo und in der Nacht irgendwo in den Anden stecken. Nach satten 42h seit Huaraz, der längsten Busfahrt meines bisherigen Lebens, erreichte ich die Destination mei-

ner Wahl, Moyobamba. Ich verabschiedete mich von Mel und fuhr mit einem Mototaxi ins Zentrum. Die erfrischende Fahrt begeisterte mich. Wie immer suchte ich nach einem 10-Sol-Hostal. Diesmal dauerte es aber ein Weilchen, ein solches zu finden.

Ich zottelte etwas durch die Gluthitze, als mich ein Typ ansprach und etwas plaudern wollte. Edi, so sein Name, ist Künstler und auf der Suche nach Exportkontakten. Er stellte mich ein paar Leuten vor, u.a. William vom Spielcasino. Anfangs wollte ich die Leute eigentlich nur wieder loswerden, doch mit der Zeit wurden sie mir sympathisch und zeigten mir die Gegend, die Spezialitäten und schlussendlich die Disco. Willi musste geschäftlich nach Yurimaguas, und wir machten uns am Tag darauf zusammen auf den Weg. Er hatte einen Freund, der uns einen "pasaje de cortesía" (Gratisfahrt) nach Tarapoto organisierte. Willi und ich hatten reichlich Gesprächsstoff. Er ist Gründer einer NGO, welche dem Schutz des Regenwaldes und v.a. der Kultur und Entwicklung seiner Bewohner gewidmet ist und zwecks Protektion im Besitz einer grösseren Fläche Wald ist. Er bat mich, in der Schweiz nach Investoren zu suchen. Ich meinerseits war auf der Suche nach einem guten und v.a. direkten Kontakt, um ein Stück Regenwald zu kaufen und unter Schutz zu stellen. Mehr zu diesem Thema am Ende dieses Berichtes.

Willi ist ein sehr freundschaftlicher Typ und äusserst gastfreundlich, was ihn dazu trieb, alles für mich bezahlen zu wollen. Ich musste mich wehren, um mich revanchieren zu können. Er war auch ständig um mein Wohlbefinden besorgt, was mir als Alleinreisenden zuweilen etwas Mühe bereitete.

Die Fahrt nach Yurimaguas war teuer, da uns der letzte Kombi des Tages versetzte und Willi von bequemer Natur ist und deshalb das Auto bevorzugte. Schön wars allemal. Die Dreckstrasse führte durch hügeligen Dschungel und durch Stohhüttendörfchen. Leider stachen auch immer wieder abgebrannte Waldflächen und Abfallhalden ins Auge.

Ich fühlte mich wohl und war sehr froh, den Gringotrail endlich wieder verlassen zu haben. Der Süden von Peru ist dermassen touristisch. Bis und mit Huaraz war meine Perureise ausschliesslich Teilmenge des Gringotrails.

Yurimaguas ist hübscher und grösser als erwartet, die Hitze ist aber sehr gewöhnungsbedürftig. Willi stellte mich dem "Ingeniero" vor, dem Chef des Tourismusbüros, welcher mich wiederum an einen Guide für meine geplante Dschungeltour weiterleitete und Informationen über den Kauf von Waldfläche hatte. In letzter Zeit gerate ich immer an die richtigen Leute. Ich traf letzte Vorbereitungen für Amazonien, kaufte eine extragrosse Hängematte und eine Machete. Moskitonetz und Langarmhemd hatte ich schon in Moyobamba besorgt.

Am nächsten Morgen brachte mich Willi an den Hafen, wo ich ein kleineres Boot nach Lagunas bestieg. Der Rio Huallaga ist hier, schätzungsweise 4000km vor dem Atlantik, schon so breit wie der Rhein bei Basel. Nach 10 statt 8 Stunden gemütlicher Fahrt erreichten wir Lagunas. Es war schon etwas spät, nach meinem Guide zu suchen, also beendete ich den Tag mit einem kühlen Bierchen.

Mein Guide war nicht aufzufinden. Ich fand aber Ersatz aus der gleichen Gemeinschaft, und wir vereinbarten eine Tour von 8 Tagen im Pacaya-Samiria Nationalpark. Dieser Tag war aber "verloren", und ich lag lange in meiner Hängematte und las. Ich hatte zuviel Zeit, darüber nachzudenken, wie wenig Zeit mir bleibt, um nach Salvador zu gelangen, wo ich mich mit Charlotte treffen werde.

Anderntags starteten wir frühmorgens. Das Essen hatte Manuel, mein Guide, schon besorgt, und wir wanderten mit einem Pferd als Gepäckträger knapp zwei Stunden an den Samiria, von wo wir mit dem Kanu ein paar Stunden den Fluss hinunterpaddelten (er paddelte). Für nur CHF 25.-/Tag hatte ich einen Guide für mich alleine – was für ein Luxus! Von ursprünglich 8 kürzte ich die Tour auf 7 Tage, um meinen Zeitplan nicht noch knapper werden zu lassen.

Am ersten Tag schon sahen wir ein paar Äffchen in den Bäumen turnen und Tausende Schmetterlinge. Unüblicherweise stand das Wasser sehr hoch, und es gab praktisch kein Festland. An einer der wenigen trockenen Stellen schlugen wir unser Lager auf. Mit Plastikplanen bauten wir ein Regendach, und ich stellte meine durchnässten Schuhe zum Trocknen auf. Bei einem Halt war ich auf einem nassen Baumstamm ausgerutscht und Hüfthoch im Wasser gelandet. Ein ausgezeichneter Lacher für zwischendurch.

Es beeindruckte mich, wie Manuel mit seiner Machete gekonnt Feuerholz zurechtsäbelte und ohne irgendwelche Hilfsmittel wie Papier, Sprit oder passendes Kleinholz Feuer entfachte. Mein Versuch, die Hängematte mit meinem Moskitonetz auszurüsten schlug fehl, also schlief ich auf dem harten Boden.

Kaum war die Sonne untergegangen, wurden die Mücken zu einer Plage, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Tagsüber sind sie erträglich, vor allem auf dem Fluss, aber jetzt blieb nur die Flucht unters Moskitonetz. Kleider nützen nix, sie stechen durch Hemd, Hose und sogar durch die Hängematte. Mehr schlecht als recht schlief ich ein, nachdem ich dem Summkonzert der tausendundein Mücken um mein Netz lange genug zugehört hatte.

Nach grossem Frühstück gings weiter. Es ist unglaublich, wie Manuel die Tiere wittert. Ich sah allerlei Vögel, Papageien, Affen, ein Perezoso (Faultier) und von weitem scheue Wasserschildkröten.

Ich hatte verlangt, nicht nur per Kanu, sondern auch zu Fuss durch den Urwald zu gehen, was wir an diesem Tag versuchten, aber nicht weit kamen. Das Wasser stand zu hoch, und ohne Gummistiefel war nichts zu wollen. Gummistiefel waren aber in meiner Grösse nicht aufzutreiben, und meine Goretexschuhe erlaubten nur Pfützen bis 10cm Tiefe trocken zu durchschreiten. Wir sammelten ein paar faustgrosse Nüsse. Sie zu öffnen bot eine gute Machetenübung. Der Ertrag steht in keinem Verhältnis zum Aufwand, aber die Kerne schmecken gut, v.a. wenn man sie vor dem Spal-

ten etwas im Feuer röstet. Zum Essen gabs Spaghetti mit Reis und Bananen. Die zweite Nacht war wenig besser, da es in Strömen regnete.

Am Nachmittag des dritten Tages erreichten wir ein Parkwächterhaus, wo wir für die Nacht bleiben würden. Wieder versuchten wir, zu Fuss durchs Dickicht zu gehen, diesmal mit mehr Erfolg. Manuel zeigte mir ein paar Medizinalpflanzen, z.B. die rote Rinde eines Baumes gegen Durchfall, oder eine Wurzel gegen Knochenbeschwerden. Zuvor hatte mir Willi von Piripiri erzählt, einer Pflanze mit verhütender Wirkung; einmal von der Frau gegessen kriege sie keine Kinder mehr. Wenn sie später Kinder will, gibts auch das passende Gegenmittel. So wie es aussieht steht die westliche Medizin dieser Pflanze etwas skeptisch gegenüber, und Geld für Grossversuche ist nicht vorhanden.

Ohne Machete wäre das Vorankommen im Wald praktisch nicht möglich. Überall lauern stachelige Palmen. einmal scheuchten wir einen Schwarm ganz übler Insekten auf (Abispes), deren Stiche brutal schmerzten, zum Glück nur für etwa fünf Minuten. Nach etwas Umherirren fanden wir zurück zum Haus, und ich erfrischte mich mit einem Bad im kühlen, schwarzen Fluss. Seit Tarapoto hatte ich nicht mehr geduscht. Unterwegs hatte Manuel noch behauptet, hier gäbe es keine Pirañas, später hiess es dann was anderes. Jedenfalls ass ich dann einen Piraña zum Abendessen. Auch tot war er noch gefährlich; mit einer dicken Rippe stach ich mir den Gaumen blutig.

Weiter gings Fluss abwärts. Wieder einige Affen unterschiedlicher Art und Grösse und ein paar Wasserschildkröten, denen man sich nur nähern kann, wenn ihnen Schmetterlinge die Sicht rauben. Die Vegetation veränderte sich ein wenig, so fanden wir erstmals Riesenseerosen.

Von unserem Camp machte ich mich für einmal alleine auf, etwas im Wald zu stöbern und Nüsse zu sammeln. Nebst Nüssen fand ich viele Spinnen und äusserst skurriles Kleingetier, welche ich abzulichten versuchte. Meine Kamera spinnt seit Yurimaguas. Ich hoffe nur, dass die Bilder

trotzdem was werden.

In den Nussschalen fand ich statt Kernen Maden und wollte sie schon fortwerfen, als mir Manuel empfahl, diese Delikatesse doch gebraten zu probieren. Wenn schon denn schon, dachte ich mir, und tat, wie mir empfohlen. Sie schmeckten ganz ok, als Delikatesse würde ich sie trotzdem nicht unbedingt bezeichnen. Nach etwas herkömmlicherem Essen (Reis – Banane – Reis – Reis – Ei) und etwas lesen und Quena spielen dunkelte es auch schon. Da Winter dauern die Nächte sehr lange, und der harte Boden machte meinem Rücken etwas zu schaffen (bin ja auch nicht mehr zwanzig!).

Schon war es Zeit, denselben Fluss wieder hinaufzupaddeln. Zum ersten Mal sah ich die weissen (rosa?) Delphine und ganz kurz den Kopf eines Otters (lobo de rio), das erste eher selten anzutreffende Tier. Ein Geräusch aus der Ferne deutete Manuel als Schwanzschlag eines grossen Krokodils, sehen konnten wir es aber nicht. Unterwegs hielten wir an, um Limonen zu pflücken, und die Spürnase Manuel fand frische Spuren eines Tapirs und der eindrucklichen Pranken eines Puma. Eine der Limonen verwandelte mein trübes, mühsam gefiltertes Flusswasser in herrliche Limonade.

Manuel kämpfte wie verrückt gegen die Strömung und brauchte ein paar Pausen. Ich wollte ja mithelfen, aber er wollte mich erst am letzten Tag ans Ruder lassen. Unterwegs trafen wir auf wilde Fischer. Wie jeder Guide arbeitet Manuel 10 Tage im Monat als Parkwächter, aber jetzt scheint ihn das nicht sonderlich zu kümmern. Zurück im Parkwächterhaus trafen wir auf einen 96-jährigen Fischer, ein gebücktes Mannchen, aber anscheinend immer noch fit genug zum Paddeln.

Am zweitletzten Tag fuhren wir zurück zu unserem ersten Camp. Die meiste Zeit las ich, da nicht mehr viel zu sehen war. Für die Nacht war Krokodilsuche angesagt. Sobald es finster war, stiegen wir ins Kanu, und Manuel fand schon das erste Krokobaby, ich sah's aber nicht. Auf dem Fluss hatte es praktisch keine Moskitos. Die Fahrt war herr-

lich; Sternenhimmel, Klangkulisse der Kröten und Grillen. Krokodile fanden wir aber keine, das Wasser stand scheinbar etwas zu hoch. Als wir wieder anlegten, war das Baby wieder da. Manuel packte es mit blosser Hand und gab es mir. Nur etwa 50cm war es lang, sollte aber mal so lange werden wie unser Kanu. Wie gelähmt hielt es still, bis ich zwei Langzeitaufnahmen gemacht hatte, und zischte dann blitzschnell davon. Wenn das Baby 3m von unserem Lager entfernt war, wo trieb sich dann seine 3m-Mama herum? Vielleicht wollte ich das gar nicht so genau wissen. Ich flüchtete vor den Moskitos unters Netz. Ein paar von ihnen begleiteten mich aber dabei und machten mir diese letzte Nacht zur Hölle. Sie ging vorbei.

Der Tag war gekommen, da ich die Ruder packen sollte. Es machte Spass, dauerte aber sechseinhalb Stunden. In Manuels Haus erholten wir uns ein wenig mit Yukamilch. Die Dschungelbewohner sind äusserst freundliche Leute. An der Küste hatte ich dieses Gefühl nicht immer. Sie haben einen sehr aussergewöhnlichen Dialekt. Lange ausgehaltene Vokale und starke Akzente. Mir gefallen ihre Pfahlbauhäuser und die Art, wie sie leben. Zu einem grossen Teil sind sie Selbstversorger (wenigstens in diesem Dorf – das gilt nicht überall). Nachdem ich etwas mit den Papageien gespielt hatte, gingen wir den unendlich langen Weg zurück nach Lagunas. Manuel brachte mich zurück in mein Hostal, fand aber, es sei so ziemlich das übelste im Dorf. Endlich angekommen zahlte ich die zweite Hälfte für die Tour mit gutem Trinkgeld und gab ihm ein paar meiner Medis, die er gebrauchen konnte.

Endlich wieder einen kühlen Hopfentee. Aus einem wurden zwei... Manuel wurde bald angetrunken, und ich verfolgte die Gespräche am Tisch. Mal trank er mit einem konkurrenzierenden Guide auf deren Freundschaft und sie stritten ab, dass es Rivalitäten zwischen den Gruppen gab. Mal lobte er den Hostalbesitzer und Chef einer anderen Guidegemeinschaft in alle Höhen, was für ein guter Mensch der doch sei. Plötzlich waren hier alle Hostals etwa gleich

gut. Mit der Lancha von Iquitos kam eine Westschweizerin an, was etwas Abwechslung in die Runde brachte. Ihr Deutsch war etwa so eingerostet wie mein Französisch nach all dem Spanisch, das Bier half da auch nicht besonders. Weiter ging das Blabla, und ich erfuhr einiges aus Manuels Leben.

Kaum waren die Leute verschwunden, wechselte Manuel sein Gesicht und bat mich, ihn der Schweizerin doch als Guide zu empfehlen. Die anderen Guides hätten nur ein paar Monate Erfahrung in diesem Reservat, er hingegen 7 Jahre. Was für ein falscher Hund. Das scheint hier aber gang und gäbe zu sein. Kaum war ich nicht mehr bereit, weitere Biere auszugeben, wollte er auch schon bald zurück zu seiner Familie, mittlerweile schon recht betrunken.

Ich hatte ja schon geahnt, dass hier der Kaffgeist herrscht, solch auffällige Intrigen hatte ich dennoch nicht erwartet.

Die Rechnung liess mich kurz leer schlucken. Natürlich ging der ganze Plausch auf meine Kosten, es war ja kein Mittrinker mehr da. Es blieb mir gerade noch genug Geld, die Fähre nach Iquitos zu bezahlen, viel würde dann aber nicht mehr bleiben.

Diese Nacht sollte eine Fähre ankommen. Ich hatte wieder mal Glück. In ganz San Martin, dem Nachbarbezirk, war seit über einer Woche Streik. Ich hatte schon perfektes Timing, als ich kurz vor Beginn des Streiks nach Yurimaguas gelangte, und jetzt kam um 2:00 Uhr in der Nacht die erste Fähre seit drei Tagen, da keine Güter zu transportieren waren. Da sie sogar zu früh ankam, musste ich kurz einen Spurt mit allem Gepäck hinlegen. Meine vom Rudern schmerzenden Arme konnten kaum noch den Rucksack heben. Fürs Oberdeck mit besserem Essen reichte das Geld nicht, was mich aber nicht sonderlich störte. Verschwitzt legte ich mich in meine Hängematte und schlief bald ein.

Nach meiner ersten Nacht in der Hängematte erwachte ich viel erholter und entspannter, als ich es mir vorgestellt hatte. Zum Frühstück gab's irgendeine wässrige

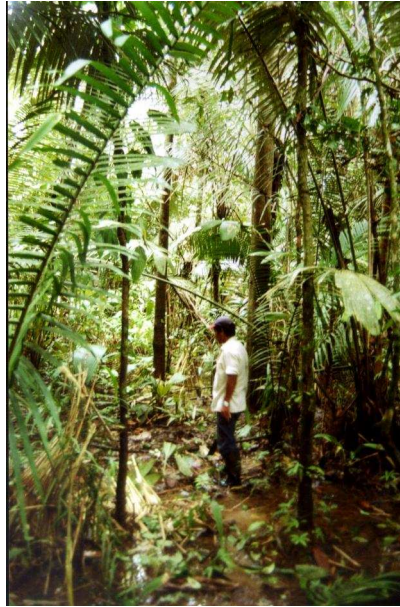
Milchbrühe. Einen Tag und eine Nacht hatte ich noch vor mir bis Iquitos. Ich las und plauderte den ganzen Tag mit unterschiedlichsten Leuten. Da waren z.B. meine Nachbarn, mit denen ich quasi Schulter an Schulter in der Hängematte lag, die sich für den Gringo interessierten, oder andere Touristen, welche auf dem Oberdeck reisten. U.a. war da Marie, die meinen Weg schon in Lima, Huaraz und im Reservat gekreuzt hatte. Wie schon erwähnt, möchte ich ein

Stück Regenwald erwerben, um es so zu erhalten, wie's ist. Ich denke, in Willi habe ich eine vertrauenswürdige Person gefunden, die mir dabei helfen kann, dass das Geld direkt dahin gelangt, wo es nützt, und nicht in der Bürokratie grosser Organisationen versickert. In Peru erhält man für 800\$ eine Lizenz für 5000ha Regenwald für eine Dauer von 20 Jahren (die Zahlen bedürfen noch einer Überprüfung). Das Geld wird eigentlich nur für Bearbeitungskosten verwendet, die der Staat für eine Lizenz fordert. Der Haken an der Sache ist, dass diese Fläche damit noch nicht geschützt ist. Genau da könnte Willi helfen, da er schon ein Stück Land besitzt und Leute hat, die nach dem Rechten sehen. An sein Gebiet grenzt eine Fläche, die sich noch erwerben liesse. Ich halte es für möglich und nötig, dieses Geld (u.a. mit EURER Hilfe) aufzutreiben. Mehr dazu, wenn ich zurück bin. Willi wird mir Unterlagen zukommen lassen, die sein Projekt vorstellen.

Ein schöner Nebeneffekt einer Beteiligung wäre, dass sich bei einer Reise nach Peru sicher ein Ausflug aufs "eigene Land" einrichten liesse. Interessierte sollen sich doch bei mir melden. 800\$ sollten ja wirklich zu machen sein.

Zu schön wär's gewesen. Wie erwähnt bedurften die Zahlen einer Überprüfung. Ich hatte nach meiner Rückkehr Mailkontakt mit Willi, der mir einen möglichen Vertrag schickte. Aus 2000ha für 800\$ waren plötzlich 20ha für 1200\$ geworden, dafür für 40 Jahre. Abklärungen ergaben, dass dieses Angebot von einem Schutzprojekt des WWF klar geschlagen wurde. Meine Nachfrage nach den Gründen für die Verschlechterung des Angebotes blieb ohne Antwort.

Enttäuscht sehe ich mich gezwungen, dieses Projekt aufzugeben.



Manuel, mein Guide



Kanutour im Nationalpark Pacaya Samiria



19.08.02 Salvador, Brasil

In Iquitos angekommen, musste wieder einmal etwas Luxus her: Ein hübsches Hotelzimmer mit Bad. Den ersten Tag verbrachte ich damit, lokale Spezialitäten wie Ceviche (roher Fisch mit Limone), diverse exotische Fruchtsäfte oder ein angeblich aphrodisierendes Alkgebräu namens Chuchuhuasi zu versuchen.

Iquitos hat mir recht gut gefallen. Der wohl interessanteste Stadtteil ist das "Slum" Belén. Am Rande des Amazonas reihen sich tausende Holzhütten aneinander, einige auf Pfählen, andere schwimmend. Zu dieser Zeit war das Wasser niedrig, also gab es lebendige Gassen, in welchen überall gespielt und getanzt wurde. Zahnärzte nennen sich hier (wörtlich aus dem Castilianischen) "Dentalmechaniker", und der Blick in ihre Praxen festigt das durch die Bezeichnung bereits geschaffene Misstrauen. Eine kurze Kanutour verschaffte mir ein bisschen Überblick und ein interessantes Gespräch mit dem Kanutypen, der vor Jahren vor den Guerillas flüchten musste. Der Streik in San Martin, welchem ich knapp entkommen war, war anscheinend immer noch nicht vorüber und kostete schon 2 Menschenleben bei Ausschreitungen.

Meine Luxuskur setzte ich, nach langer Reisezeit, mit einer Pizza fort, gefolgt von einem "siete-raizes" im Pub, wo ich einmal mehr auf Marie und ihre britischen Amigos traf. Das Pub hatte eine brauchbare CD-Sammlung, und man durfte wünschen. Wieder mal etwas Stones, Led Zeppelin, der Beatles Sgt. Pepper, Tracy Chapman oder Dire Straits, um den in hiesigen Pubs omnipräsenten Bob Marley – seelig möge er ruhen – etwas im Zaum zu halten. Weiter ging's mit Abtanzen bis in die Morgenstunden. Latintänze sind auf meiner Reise bisher zu kurz gekommen. Das muss sich ändern!

Trotz knappem Zeitplan wollte ich unbedingt einem Schamanenritual mit Ayahuasca beiwohnen. So machte ich mich am Tag darauf auf die Suche. Agenturen bieten ganze Pakete an, die kosteten aber für mein Budget etwas zu-

viel. Einer meiner Hängemattennachbarn war von Iquitos und kannte einen Schamanen. Er nahm sich den ganzen Tag Zeit, mir bei meinem Vorhaben zu helfen, was ich sehr zu schätzen wusste. Wie wir den Schamanen des Morgens aufsuchten, war dieser von letzter Nacht immer noch auf Drogen und kaum anzusprechen. Nach einem ganzen Tag umher rennen liess es sich aber einrichten, und am Abend fand ich mich in einer Holzbaracke in einem kleinen Dorf etwas ausserhalb von Iquitos wieder, zusammen mit dem Schamanen und vier Hilfesuchenden vom Dorf. Darunter ein alter Mann, der dank der Behandlungen wieder gehen können soll. Ob dies nun stimmt oder nicht, Schamanen werden hier bei allen möglichen Gebrechen konsultiert und gehören zur Kultur am Amazonas.

Der "Curandero" sang die ganze Zeit das immer gleiche Schamanenlied und raschelte den Rhythmus mit einem Blattwedel. Dazu führte er Rituale mit Rauch und Säften durch. Was die Trance betraf wurde ich enttäuscht, eine kulturelle Bereicherung war es aber allemal.

Am anderen Morgen fuhr ich im Schnellboot in 12h nach Tabatinga, dem ersten Kaff am Amazonas auf brasilianischer Seite. Eigentlich heisst der Fluss hier Solimes, denn für die Brasilianer beginnt der Amazonas erst kurz vor Manaus, wo der Solimes und der Rio Negro zusammenfliessen. Unterwegs gabs zwei überflüssige Passkontrollen. An der peruanisch-kolumbianisch-brasilianischen Grenze wird aber nix kontrolliert. Man muss selber schauen, dass man zu seinem Stempel kommt. Die Zollbeamten in Brasilien waren die ersten auf meiner Reise, die freundlich, ja sogar witzig waren.

Für das Schiff nach Manaus musste ich einen Tag warten. Leider hatte ich immer noch viele peruanische Soles, die ich hier zu miserablem Kurs abstossen musste. Beim Umherschlendern überschritt ich die Grenze nach Kolumbien, ohne es zu merken. Kontrollen gibt's hier nicht.

Mein Schiff überraschte mich positiv. Es war schön und sauber, hatte eine vernünftige Bar, Klobrillen, einen

Tisch zum Essen, gefiltertes und gekühltes Trinkwasser und war bis jetzt noch nicht überfüllt. Schnell machte ich Bekanntschaft mit den wenigen anwesenden Weisshäutern. Die Kommunikation mit Brasilianern war noch praktisch unmöglich. Sie verstanden mich scheinbar recht gut, ich sie aber überhaupt nicht. Die vier Tage und drei Nächte bis Manaus waren sehr gemütlich. Viel Schlaf, Lesen und Suchtmittel; was sollte man denn sonst tun?

Einmal fanden wir einen ca. 15cm langen Käfer auf dem Oberdeck. Die kleinen von der Sorte flogen abends immer wie Geschosse durch die Luft, dieses Kaliber wollte ich aber lieber nicht ins Auge bekommen.

Eines Nachts wurden wir zwecks Passkontrolle aus dem gemütlich schaukelnden Schlaf gerissen. Arbeitsbeschäftigungsmassnahmen? In der Nacht darauf gleich nochmal, diesmal aber für Stunden, da alles durchsucht wurde. Ich hatte vergessen, meine übriggebliebenen Kokablätter, die in Brasilien nicht legal sind, wegzuerwerfen. Dieser Fehler hatte glücklicherweise keine Folgen. Die Blätter wurden zwar gefunden, aber ignoriert. Sie waren auf der Suche nach grossen Fischen – und fanden sie auch. Ein Mitreisender wurde mit 4kg Kokain gebustet, und eine als Fisch deklarierte Ladung schien auch noch etwas extra zu beherbergen. Kein Wunder, kommt das Schiff doch von der Grenze zu Peru und Kolumbien. Meine Aufregung über die Störung meines heiligen Schlafs baute sich einerseits durch den freundlichen Beamten, andererseits durch die erlebte Action ab. Leider verzögerte sich die Ankunft in Manaus dadurch um Stunden, so "sah" ich das Zusammenfliessen vom braunen Solimes und dem Rio Negro bei Nacht. Schön. Zwei schwarze Flüsse.

Manaus hat ein sehr gesundes, sprich langweiliges Nachtleben. Am Sonntag war alles geschlossen, so ging ich mit Chuck, einem Kanadier vom Schiff, an den Strand. Zum letzten Mal badete ich in diesem Fluss. Der Strand war flussaufwärts und das Wasser vom Rio Negro. Nach Manaus gesellen sich dann sämtliche unbehandelten Abwässer die-

ser Grossstadt dazu (*Gerücht*). Dazu kommt, dass die Einheimischen nicht die geringste Umwelterziehung haben und aller Abfall im Fluss landet. Bei dem riesigen Einzugsgebiet des Amazonas kommt also bei Belém nicht nur viel Wasser zusammen.

Am Montag sollte mein Schiff nach Belém auslaufen, tat es aber nicht. Erst einen Tag später hiess es ohne Begründung, und die Reise sollte fünf statt vier Tage dauern. Wohl zu wenig Passagiere und Ladung. Meine zwei Tage Vorrat, um rechtzeitig nach Salvador zu gelangen, waren hiermit aufgebraucht.

Ich verbriet den Tag und ging mit ein paar Leuten ins Kino, "We Were Soldiers", ein sehr dummer Film (nicht wider Erwarten). Fast schon gefährlich dumm. Von einem Tag auf den anderen befinde ich mich wieder in einer westlichen Stadt in einem Einkaufszentrum, in einem hoffnungslos überklimatisierten Kino und mampfe einen Burger mit Pommes, dazu spritzendes Blut und gemetzelte Soldaten auf der Leinwand. Die Konsumwut hatte mich wieder.

Mit 24h Verspätung liefen wir also am Dienstagnachmittag aus. Eine halbe Stunde vor Auslaufen kamen noch drei Mehrbessere an Bord, fanden aber keinen Platz mehr für ihre Hängematte. Was war die Lösung des Problems? Mit Hilfe der Crew schickten sie kurzerhand ein paar weniger gut bemittelte aufs schlechtere Unterdeck, obwohl diese für's obere bezahlt hatten. Es ist nicht das erste Mal, dass ich sowas erlebe. Die Art und Weise, wie sich die Reichen hier z.T. aufführen, ist haarsträubend.

Am ersten Morgen wurde ich unsanft durch Trillerpfeife geweckt. Ich rechnete mit Passkontrolle, aber nein, es war ein Typ von der Besatzung, der um 6:30 Uhr zum Morgenessen aufrief. Meine Militärallergie brachte mich innert Sekunden zum Kochen. Was meinte diese Drecksau eigentlich? Etwas beruhigt fragte ich ihn überaus freundlich, weshalb er denn gleich alle mit seiner Pfeife wecken müsse. Seine Antwort verstand ich nicht, und er gab sich auch nicht die geringste Mühe, sie mir verständlich zu machen. Auf die Bitte nach Brotnachschub gabs ein harsches "não". Ich

wage mich als sehr tolerant zu bezeichnen, aber bei solch einem ist der Frieden im Alain zu Ende. Die Einheimischen pantierten ihrerseits ohne Knurren und Murren.

Ansonsten verlief die Fahrt wie gewohnt. Mein Französisch hat dank Pariser Nachbarn wieder an Brauchbarkeit gewonnen, dafür wurde mein Selbstvertrauen betreffend Schach durch 6:0 Verlust gegen einen Israeli empfindlich geschwächt. Wenigstens handelte es sich um einen Mathematikstudenten.

In Santarem hielten wir für ein paar Stunden, was uns etwas Auslauf verschaffte. Die Stadt ist einiges attraktiver als Manaus, besonders die Uferpromenade punktet. Vor Belém fuhren wir eine Weile auf einem schmalen Nebenfluss. Die Ufer waren ganz nah und machten diesen Abschnitt zum schönsten Teil der Reise. Uferbewohner kamen mit ihren Kanus und Passagiere warfen Lebensmittel und Bier über Bord. Einige hakten sich bei voller Fahrt ein, um Tauschhandel zu betreiben.

Das Pariser Paar hatte sich übel verkracht, was für etwas Bord-Tratsch sorgte. Am Abend vor der Ankunft in Belém fingen sie aber glücklicherweise wieder damit an, miteinander zu sprechen.

Diese letzte Nacht war sehr ausgelassen, war es doch die letzte vor dem Atlantik. Sie endete mit einer durch Promille recht angeheizten Diskussion mit einem Engländer über Neutralität, die "Feigheit" der Schweiz während des zweiten Weltkriegs und die Rolle der USA.

Die Wolkenkratzer-Skyline von Belém und ein herrlicher Kater empfingen uns am anderen Morgen. Kurz vor Belém ist der Amazonas so breit, dass das andere Ufer ganz hinter dem Horizont verschwindet. Beeindruckend. Matthew, der Engländer, wollte ebenfalls direkt nach Salvador. Da es ihm bedeutend schlechter ging als mir, musste ich ihn etwas durch die Stadt zerren. Bis zum Cappuccino am Ufer der Bonzenpromenade zum Sonnenuntergang erholte er sich aber recht gut. Belém ist in Ordnung, aber ich hatte nicht das Gefühl, etwas zu versäumen, wenn ich nicht länger hier

bliebe. Die Wahl hatte ich sowieso nicht.

Die Busfahrt begann um 20:00 Uhr und sollte 35h dauern. Leider haben die Leute hier einfach zuviel Freude an ihren Klimaanlage. Ich sah die Strasse draussen glühen, musste aber frieren. Seien es Motoren, Klima- oder Musikanlagen. Entweder sie sind an oder aus. Sind sie an, dann natürlich auf dem Maximum, zeichnet sich die Qualität eines Gerätes doch durch seine Maximalleistung aus.

Salvador könnte mir gefallen. Heute verbringe ich noch die vorläufig letzten Stunden meiner "Einsamkeit". Morgen wird, zusammen mit Charlotte, eine neue Phase meiner Reise beginnen. Ich freue mich darauf.



Auf der Fähre nach Iquitos



Belén, Iquitos



Fischer in Santarém

04.09.02 Vitoria, Brasil

Pünktlich landete Charlottes Flieger. Nach viereinhalb Monaten sahen wir uns endlich wieder. Die nächsten paar Tage verbrachten wir in Salvador und feierten unser Wiedersehen in dieser schönen Stadt. Hier gibt's viel Livemusik, Capoeira (afro-brasilianischer "Kampf-Tanz") und viele Museen, die wir aber mit Ausnahme eines einzigen nicht besuchten.

Charlotte's Aussagen zufolge bin ich sehr langsam geworden. Scheinbar spreche ich langsam und gehe langsamer als zuvor. Wieder Schwyzertütsch zu sprechen kommt mir wirklich spanisch vor.

Leider wurde nix daraus, Portugiesischunterricht zu nehmen, dafür gabs eine Tanzlektion, die aber eher Aerobic als Samba war. Jeden Abend gingen wir gut essen, u.a. ein feines Pfeffersteak für mich. Lange hatte ich auf ein gutes Stück Fleisch verzichten müssen. Das Cliché, in Südamerika gäbe es exzellentes Fleisch trifft meiner Ansicht nach auf Argentinien und Brasilien, nicht aber auf die Westküste oder die Anden zu. Auf einen guten Wein musste ich aber noch länger verzichten.

Von Salvador fuhren wir mit Übernachtung in Valença nach Morro de São Paulo. Eine paradiesische Insel erwartete uns. Ich befand, dass ich nach meiner langen Reise etwas Urlaub verdient hatte. Auch Charlotte war nach ihren Prüfungen reif für die Insel. So blieben wir eine knappe Woche, badeten, bräunten, lagen in der Hängematte und tranken exotische Fruchtsäfte. Die einzigen erwähnenswerten Momente körperlicher Betätigung waren ein Spaziergang zu einem schönen Wasserfall und ein "Superman-jump" am Seil von einem Felsen hinunter ins Wasser.

Die Sonne wurde täglich von kurzen Regenfällen unterbrochen, dafür hatte es auch nur wenige Touristen, und die weissen Strände wurden nicht mit roter Haut überzogen.

Wieder zu zweit zu sein ist nicht nur einfach. Zum einen geniesse ich es sehr, wieder mit Charlotte zusammen zu

sein, an unseren Gefühlen füreinander hat sich seit Chile nichts geändert. Mein Reisegroove, meine Ruhe und Gelassenheit gehen aber mehr und mehr verloren.

Ich brauchte Zeit, um einzusehen, dass meine Reise nicht gleich weitergehen kann, wenn wir zu zweit sind. Meine *Reise* ist zu Ende, vorübergehend. Jetzt verbringe ich schöne *Ferien* mit Charlotte.

Zwei Welten in mir müssen sich wieder vereinen. Auf der Reise kennen dich die Leute nicht, du bist für sie der, der du gerade in diesem Moment bist. Keine Erwartungen, keine Rollen oder eingelebte Verhaltensmuster. Diesen Anspruch kann ich an Charlotte verständlicherweise nicht stellen. Wir haben gemeinsame Vergangenheit. Das schöne Gefühl der Vertrautheit kostet ein Stück Freiheit.

Was mir wohl am meisten Mühe bereitet, ist, durch Charlotte mich selbst zu sehen. Zu sehr bin ich noch der Alte. In mir ist einiges passiert in der Zwischenzeit. Jetzt muss ich aber erkennen, dass ich noch nicht fähig bin, diese Veränderungen auch konsequent mit der Frau zu leben, die ich liebe.

Da wir auch noch andere Ecken dieses Landes sehen wollten, nahmen wir eines schönen Tages einen Bus nach Porto Seguro, und am Tag darauf nach Caravelas, wo wir einen Ausflug zu einer Buckelwalkolonie und Inseln mit Tauchgang machen wollten.

Zu dieser Zeit war es sehr windig, und die Tour fand nicht statt. Wir warteten einen weiteren Tag, fanden in diesem Kaff aber leider kein Internetcafé, um uns wieder einmal zu Hause zu melden. Am nächsten Tag war der Wind noch stärker und wir gaben auf. Wieder fuhren wir einen ganzen Tag Bus, um nach Vitória zu gelangen.

Brasilien ist einfach viel zu gross. Man unterschätzt die Distanzen. Dadurch, dass wir am Tag fahren, sahen wir wenigstens etwas von der meist schönen Landschaft. Der Regenwald ist hier aber gänzlich verschwunden. An seiner Stelle stehen viele Planwälder; Waldquader mit geometrisch

angeordneten, viel zu nahe beieinander gepflanzten Bäumen. Hässlich.

In Vitória fällt ein Weisser nicht mehr gross auf. In Bahia war die Mehrheit der Bevölkerung afrikanischer Herkunft, aber hier ist die Mischung zunehmend weiss. Auch in dieser Stadt hält es uns nur einen Tag. Heute Nacht fahren wir nach São Paulo, um meinen Onkel in Campinas zu besuchen.

15.09.02 Rio de Janeiro, Brasil

Nachdem in Vitória das wichtigste erledigt war (Internet & dringend fällige Verlängerung meiner Aufenthaltsbewilligung – mühsam!) schnappten wir einen Bus nach São Paulo. Dann gleich weiter nach Campinas, wo uns Mailde, die Lebensgefährtin meines Onkels René, abholte. René ist Professor am Unicamp, einem riesigen Campus, fast wie eine kleine Stadt, und war an der Arbeit. Wir trafen ihn dort zum Mittagessen. Das Studium hier ist gratis, doch da es keine einheitliche Vorbereitung wie unsere Matura gibt, kommen auf einen Studienplatz 100 Anwärter oder mehr. Die öffentlichen Universitäten seien hier besser als die privaten. Auf die Schule davor treffe dies aber nicht zu, was doch wieder dazu führt, dass nur diejenigen an eine Uni gelangen, welche sich zuvor eine gute Schule leisten können.

Zu meinem Erstaunen ist eine ärztliche Behandlung im Unispital für jedermann kostenlos. Ärmere Leute müssen sich also "nur" noch den Weg bis zum Spital leisten können, was aber möglicherweise eine Tagesreise sein kann!?

Charlotte und ich nahmen uns vor, meist Portugiesisch mit den beiden zu sprechen, und wir lernten recht schnell dazu. Dafür ist inzwischen auch mein Spanisch vorübergehend zum Portuñol verkommen.

Den Freitag konnte sich René freihalten, und wir fuhren nach Piracicaba, eine nur eine Stunde Autofahrt entfernte Nachbarstadt, an eine Ausstellung eines internationalen Karikaturwettbewerbes. Nicht wenige dieser Karikatu-

ren brachten uns zum Schmunzeln. Einige waren politisch, andere banal oder einfach unter der Gürtellinie, alle hatten ihren Platz.

Dieser Wettbewerb fand schon Jahre zuvor statt, als noch ein Militärregime Brasilien regierte. Laut René ist der Unterschied sehr deutlich erkennbar.

Zum Abendessen gab Mailde eine (weitere) Kostprobe ihrer Kochkunst und servierte uns eine Feijoada, eine brasilianische Spezialität mit schwarzen Bohnen und Fleisch, viel Fleisch. Die vegetarische Version für Charlotte liess aber auch nichts vermissen.

Am Samstag gings dann gleich weiter mit viel Fleisch, denn wir assen in einer Churrascaria Rodízio, ein reichhaltiges Buffet mit allem, was der Gaumen begehrt, und dazu wanderten Kellner mit 24 Fleischsorten unentwegt an unserem Tisch vorbei. Mit prallen Bäuchen fuhren wir zur Rodoviaria, dem Busbahnhof, um unser Ticket nach Foz de Iguaçu zu kaufen. Leider mussten wir schon wieder weiter – Charlottes Flug würde nicht warten. Gerne wären wir noch etwas länger in Campinas geblieben.

Die Busfahrt war lange, aber einigermaßen gemütlich. Am Tag der Ankunft hatten wir noch Zeit, die brasilianische Seite der Iguazufälle zu besuchen. Von dieser Seite ist man zwar eher weit weg von der Action, dafür hat man ein schönes Panorama. So richtig packte mich dieser Ort erst am zweiten Tag, als wir von der argentinischen Seite kamen. Hier kommt man schön nahe an die einzelnen Fälle heran. Mal sieht man sie von oben, mal von der Seite. Um sie auch von unten zu sehen, etwas nass zu werden und Frauen schreien zu hören, machten wir eine kleine Tour mit dem Boot, gefolgt von einer kurzen "Safari" durch den Wald zurück zum Bähnchen, welches uns zum spektakulärsten Ort brachte: "la garganta del diablo". Bei diesem Anblick lief's mir kalt den Rücken runter. Unglaubliche Wassermassen, die in die Tiefe stürzen, und sich im eigenen Nebel verlieren.

Da wir noch einen Tag länger blieben, hatte ich Zeit,

Itaipú zu besuchen, den Staudamm mit der grössten Energieproduktion der Welt. Ganz Paraguay und 25% von Brasilien werden allein von diesem Monster mit Strom versorgt. Die Tour war aber ernüchternd, zum einen, weil ich die kurze Filmvorführung verpasste, zum anderen, weil wir nur in der Anlage herumchauffiert wurden, ohne ihr Inneres zu Gesicht zu bekommen. Vor dem Bau des Damms war an dieser Stelle ein Wasserfall, angeblich mit der 40fachen Wassermasse von Iguaçu. Bilder davon wollen sie den Touris aber natürlich nicht zeigen.

Am Nachmittag starteten wir unsere letzte und mit 23h bisher längste gemeinsame Busfahrt nach Rio.

Das obligatorische Sightseeing, Corcovado und Pão de Açúcar bei Sonnenuntergang, genehmigten wir uns am ersten Tag.

Am zweiten Tag fuhren wir mit dem historischen Tram durch Santa Teresa, ein sympathisches Viertel am Hang über dem Zentrum, mittlerweile von Favelas⁵ umgeben.

Die Favelas in Rio hatte ich mir als Wellblech- und Kartonviertel vorgestellt, stattdessen erinnerten sie mich an eine "normal-arme" Stadt in Bolivien (weshalb es den Leuten natürlich nicht besser geht), viele Häuschen sogar mit Antennen auf dem Dach, die einen Fernseher vermuten lassen. Dass es in den Favelas Backsteinhäuser hat, heisst aber noch nicht, dass auch alle ein Dach über dem Kopf haben. Überall in der Stadt liegen immer wieder Obdachlose am Strassenrand, die einen um etwas Kleingeld anfauchen (Pssssiu). Trotzdem fühlte ich mich bisher noch nie unsicher.

Unseren letzten Abend feierten Charlotte und ich mit edlem Nachtessen und Bossa Nova Konzert in Ipanema. DAS Girl von Ipanema lief uns aber nicht über den Weg.

Den Abschied von Charlotte würdigte das Wetter mit Regen. Aber ich bin ja nicht mehr lange fort von zu Hause. Der Blues hielt trotzdem Einzug. Es gibt wohl keinen Ort,

⁵Armenviertel

an dem man sich einsamer fühlen kann, als eine grosse, lebendige Stadt – wenn einem danach ist.

Wenn ich ehrlich bin, wäre ich gerne mit Charlotte nach Hause geflogen. Ich bin schon lange unterwegs, meine Reise hätte hier enden können. Auf der anderen Seite habe ich jetzt aber nochmals Gelegenheit, einen letzten Monat alleine zu Reisen.

An diesem Samstagabend verirrte ich mich erneut in die Schikimikki Viertel Ipanema und Leblon, eine knappe Stunde von meinem Hotel entfernt. Im Lokal "Garota de Ipanema" sah ich dann auch, wie das Girl von Ipanema aussehen würde, nur für den Fall.

In den Restaurants und Bars lässt das Lächeln der Kellner bald etwas nach, ist man mit seiner Konsumfreude etwas zurückhaltend.

Das Nachtleben ist zweifelsohne ausgiebig, vorausgesetzt, man lässt ausgiebig Geld liegen. Da ich das am Vorabend schon mit Charlotte tat, liess ich's heute bleiben.

Da ich mich um meinen Rückflug kümmern muss, werde ich noch ein paar Tage in Rio bleiben. Langweilig wirds mir kaum werden.

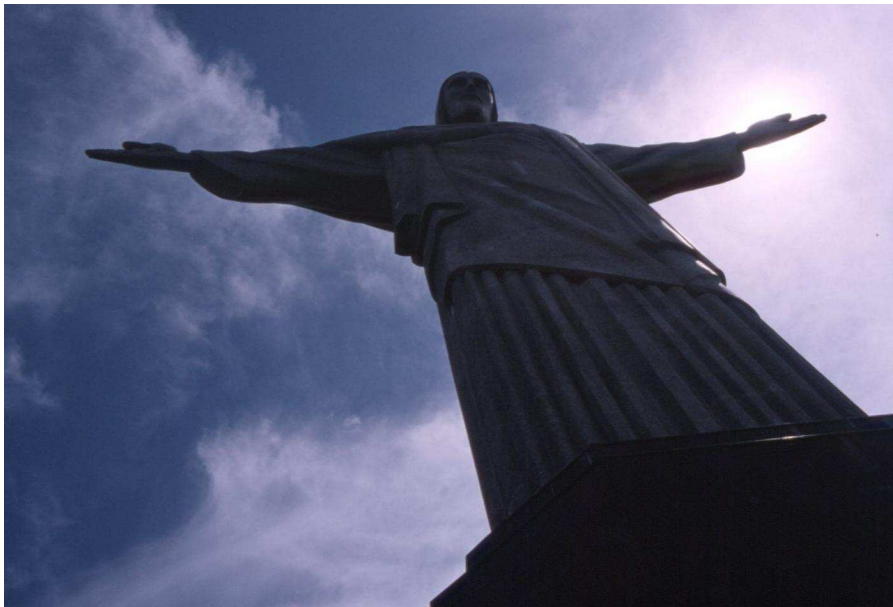


Foz do Iguaçu





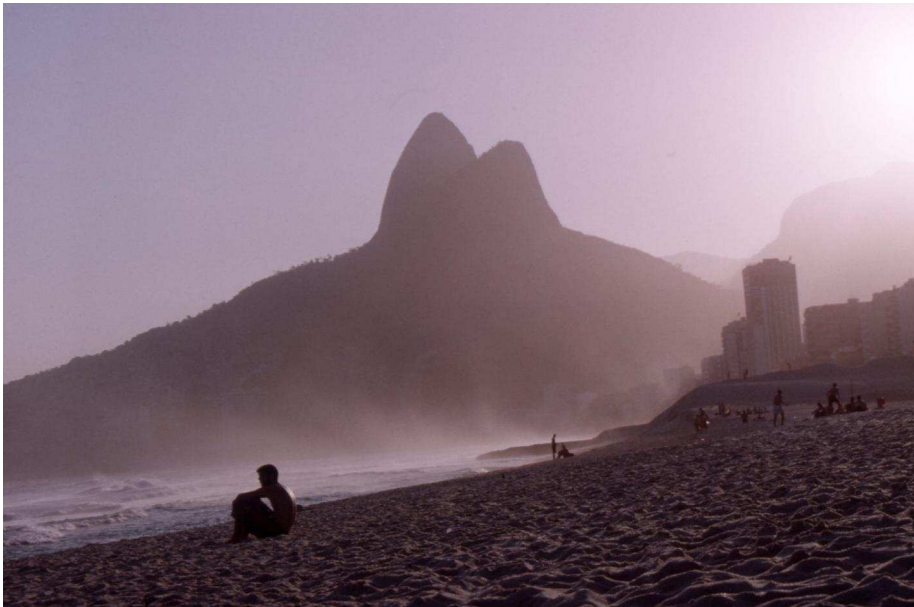
Ein Fruchtestand in Salvador de Bahía



Rio de Janeiro



arm und reich



Ipanema

29.09.02 Bonito, Brasil

Mein Rioaufenthalt wurde noch etwas verlängert, zum einen wegen Komplikationen beim Ändern meines Rückflugtickets, zum anderen weil ich es eben auch so wollte.

Einmal erholte ich mich etwas im botanischen Garten, einmal im Tijuca-Nationalpark, welcher auf einem der Hügel in Rio (sprich Hiiu) liegt und eine geniale Aussicht und viel Natur bietet. Ansonsten verbrachte ich dank Rio's fortschrittlichem und der Grösse der Stadt angepassten öffentlichen Verkehrssystem Stunden um Stunden in rennfahrenden Bussen. Um nach Ipanema etwas in die Sonne liegen zu gehen, brauchte ich zum Beispiel eine Dreiviertelstunde.

Fast jeden Abend suchte ich Livemusik und wurde immer fündig. Mitunter hörte ich mir eine abartige Samba-Funk-Rock Band aus Rio, Bangalafumenga, an. Der Saal war voll und kochte. Endlich wieder mal abtanzen und dann noch zu absolut genialer Musik, die ich in dieser Form noch nie gehört hatte. Das Zeug könnte die Welt erobern (wenigstens die mit Geschmack). Auf der Suche nach DEM Samba landete ich in einem sympathisch unedlen, lebendigen Viertel; angenehm locker verglichen mit den abstossend reichen und herausgeputzten Gegenden. Direkt unter dem Aequadukt, auf welchem das historische Tram nach Santa Teresa stottert, war ein kleines Lokal mit fantastischer Band (so langsam gehen mir die passenden Adjektive aus). Sie spielten Samba, ein Rasta brachte mit einzigartigen Instrumentalkünsten eine Prise Jazz rein, und ein oder zwei Forró. Das Lokal füllte sich mit Samba tanzenden Leuten – und alle wussten nur zu gut, wie's läuft! Ich staunte nur. Es dauerte lange, bis ich es wagte, auf meine schweizer Beine zu stehen und mein Glück zu versuchen. Ich denke, ich bin dem Mysterium etwas näher gekommen.

Es dauert eine Weile, bis man in einer so grossen Stadt die Orte gefunden hat, die einem gefallen. Dies hier war definitiv einer davon.

Etwas Shopping musste auch noch sein, hatte doch meine Unterwäsche den verantwortbaren Zustand seit längerem aufgegeben. Da ich das Ganze ja auch noch hätte schleppen müssen, hielt ich mich doch sehr zurück, auch wenn die Mode in Rio recht originell sein kann. Dies trifft vor allem für Frauen zu, die sich hierzulande ja bekanntlich gerne sehr sexy kleiden. Dieses Rüscherli- und Neotrachtenzeug ist grauenhaft angesagt (bei uns auch?). Wenn wir schon dabei sind; ich habe noch keinen einzigen Brasilianer mit Ronaldo-Frisur gesehen. Wer hätte das gedacht?

Eines Morgens entdeckte ich in der Zeitung einen Bericht über Buddy Guy, welcher noch am selben Abend in Rio in der Konzerthalle eines Einkaufszentrums spielen sollte. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Vorher kriegte ich aber noch eine Kostprobe erstklassigen brasilianischen Kinos. "Cidade de Deus" spielt in einer Favela in Rio und ist dementsprechend brutal, einer der härtesten Filme, die ich je gesehen habe, aber erstklassig gedreht. Wenig Portugiesisch reichte, um ihn zu verstehen. Brasilianisches Kino hat was zu bieten, was ja auch an den Filmen zu erkennen ist, die es nach Europa geschafft haben. *Auch dieser Film hat es ja inzwischen nach Europa geschafft.* Der Film hatte mich dermassen erschüttert, dass ich danach erst einmal schlotternd an einer Zigi saugen musste. Um zu Buddy's Blues zu kommen sass ich dann eineinhalb Stunden in drei Bussen, und bezahlte einen schweizer Preis für den Eintritt – man gönnt sich ja sonst nix. Für einmal hiess es "Hello Rio" und nicht Zürich oder Basel. Das Konzert war nicht schlecht, aber auch wenn er noch so oft erwähnte, wie sehr er Rio liebe, war sich der Meister für eine Zugabe zu schade.

Endlich war mein Ticket ausgestellt. Wegen Schwierigkeiten mit den Taxen auf meinem alten Ticket bedurfte es einer weiteren Anfrage. Die Bewilligung von STA brauchte 48 Stunden, schon weniger als in Lima, und die letzte Anfrage sogar nur noch 24h.

Am Amazonas hatte ich noch nicht genug Tiere und Wildnis gesehen, also wollte ich noch in den Pantanal, be-

kannt für reiche Fauna. So verliess ich Rio nach 10 Tagen nach Campo Grande, 24h Bus, ich hatte es schon fast vermisst. Die Truckstops im Nirgendwo und die unruhige Nacht brachten mich wieder in Reisestimmung. Ein nettes Youth Hostel erwartete mich, welches auch gleich Trekkingtouren in den Pantanal anbot.

Am anderen Morgen ging's schon los. Die Tour ist mit jener am Amazonas absolut nicht zu vergleichen. Wir schliefen immer am selben Ort in Hütten mit Hängematten, und im Camp befanden sich immer 30-40 Leute. Es hatte ein Volleyballfeld, eine Bar und immer gutes Essen. Wenn's somit auch weniger abenteuerlich war, so hat es mir doch gut gefallen, v.a. dank guter Gesellschaft. Trekking ist eigentlich nicht sehr passend, wir gingen auf 3h-Spaziergänge, blieben aber immer im selben Camp.

Unser Guide war leider ein sehr selbstsüchtiger Tropf, machte seine Arbeit aber gut. Er zeigte uns mit Stolz seine Anaconda- und Alligatornarben und liess einen immer wissen, dass er der Beste ist. Er fing von Hand Gürteltiere und andere, deren Namen ich mir nicht merken konnte. Für eine Anaconda reichte es leider nicht mehr, wäre aber eigentlich üblich. Mit dem Lasso fing er einen Alligator, die hier zuhauf in der Sonne liegen, und nannte sich in Folge auch "Crocodile Dundee". Für den Frieden gab man ihm halt ab und zu etwas Bestätigung, auch wenn es uns eigentlich lieber gewesen wäre, er hätte die verschreckten Tiere in Frieden gelassen. Sie kamen aber selbstverständlich immer mit dem Schrecken davon. Ausser den Piranhas, die wir fischen gingen. Die landeten in der Bratpfanne.

Nach dem Fischen badeten wir etwas mit den Alligatoren und vermutlich ein paar Piranhas. Die lassen einen aber unter normalen Umständen in Frieden und suchen Abstand.

Die Graslandschaft ist wunderschön, und wir erlebten dank dem tiefen Horizont einige sehr schöne Sonnenuntergänge. Auch der Mond ist hier orange, wenn er tief steht. Im Gegensatz zum Dschungel sind die Tiere hier leicht zu sehen. Viele Vögel, wunderschöne Aras und andere Papageien. Ausserdem sahen wir noch Wasserschwei-

ne, Pantanal-Störche mit rotem Hals, Tuiuiu genannt, und einige Affen.

Einmal ritten wir auf Pferden aus. Man glaubt ja nicht, wie anstrengend das ist; laufen ist bequemer. Als sich mein Schimmel dann grosszügigerweise mal zum Galopp überreden liess, wäre ich beinahe vom Pferd gefallen und musste mich mit beiden Händen an den Sattel klammern. Das hat mir gefallen, aber das Traben ging mir und meinem Rücken auf den Geist. Der Rücken beklagte sich am Tag darauf immer noch.

Am Mittag waren wir fast immer zurück im Camp und spielten Volleyball oder lagen in den Hängematten. An den Abenden sass man ums Lagerfeuer, und Gitarren-Jams sorgten für Stimmung. Friedliche vier Tage.

Unglaublich, dass ich hier Huberta wiedersah. Die Österreicherin, die ich in Sucre kennengelernt hatte, war in Bolivien geblieben, um ihren ausgewanderten Bruder zu besuchen und in einem Spital auf dem Land zu arbeiten. Unfassbar, dass wir uns nach knapp vier Monaten wieder über den Weg laufen, hier in der Pampa. Wir hatten einander einiges zu erzählen.

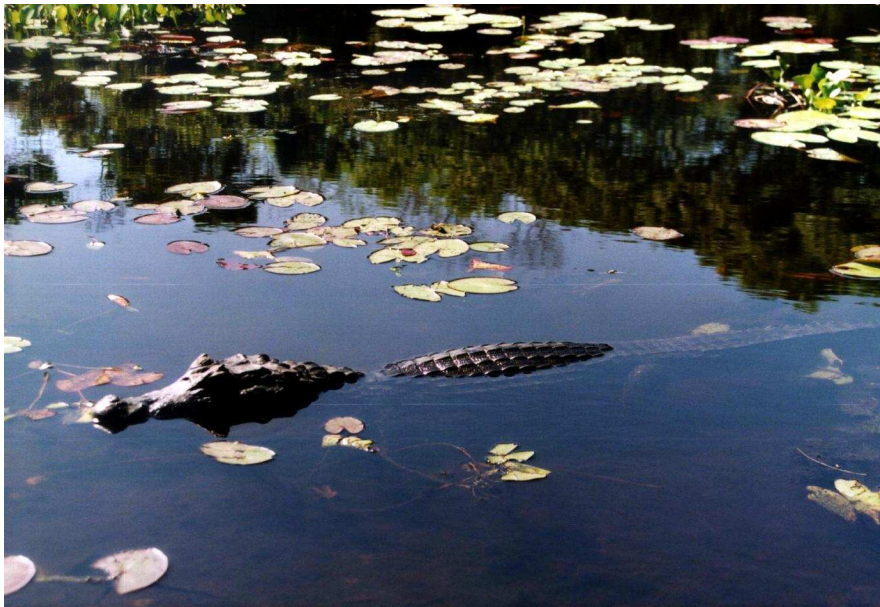
Auf vielseitige Empfehlung fuhr ich nach Ende dieser Tour nach Bonito, obwohl ein Teil meines Gepäcks noch in Campo Grande wartete (was es hoffentlich immernoch tut).

Gestern ging ich im Rio da Prata⁶ schnorcheln. Das Wasser war glasklar, und dank niedrigem Wasser hatte es so viele Fische, dass man glaubte, man schwimme in einem Aquarium. Heute ist nix angesagt. Umso besser.

⁶übersetzt: Silberfluss



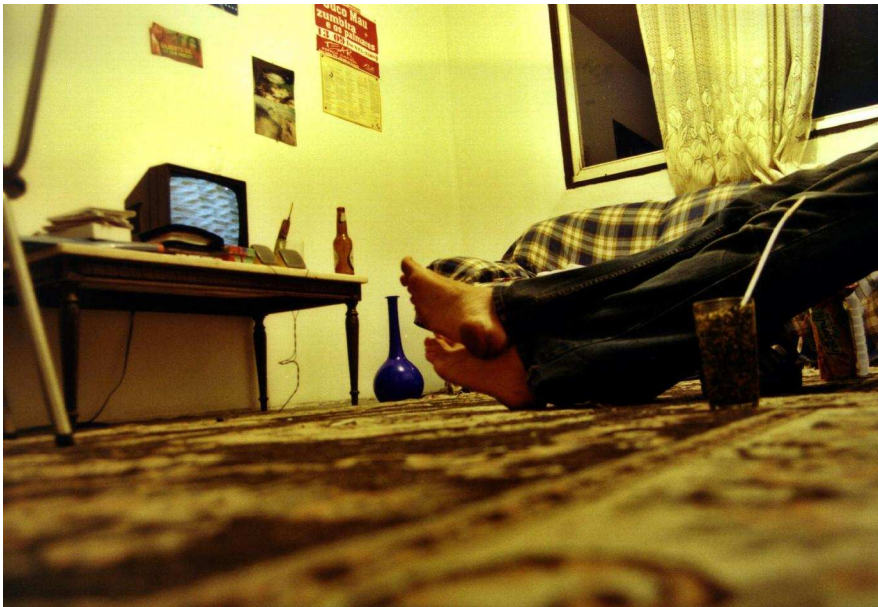
Morro de São Paulo



Pantanal



Bushaltestelle nach Bonito



bei Oriol zu Hause

13.10.02 Buenos Aires, Argentina

Aus Bonito bleibt nicht viel mehr zu erzählen als Sonne, "Sommer" und geniales Youth Hostel mit Pool. Ein langer Abend endete in einem funky Jam mit einem kanadischen Bassman an der Gitarre und mir an meinen Ersatzbefriedigungsinstrumenten, dem Quenacho und der Bluesharp. Wieder einmal vermisste ich mein Sax.

Am Abreisetag hatte ich kein Bargeld mehr. In Campo Grande hatte ich einiges zurückgelassen, doch der Busfahrer war einfach nicht zum "jeitinho" zu überreden, mich erst in Campo Grande bezahlen zu lassen. So schloss ich mich vier Deutschen an, die sich einen Minibus bestellt hatten. Auf den letzten Kilometern vor Campo Grande überhitzte der Motor heftig und wir blieben stehen. Ich hatte es wirklich schon vermisst. Brasilien ist ja schon fast zu einfach zu bereisen, fast alles klappt auf Anhieb. Mir gefiel es, dass wieder einmal ein Bus zusammenbrach. Lange mussten wir nicht warten, der Fahrer rief kurz seinen Vater an, welcher uns mit seinem Van abholen kam und ans Ziel brachte.

Erst am nächsten Morgen sollte ich einen Bus nach Porto Alegre haben, wo ich Oriol, einen Spanier, den ich vom Pantanal kannte, besuchen wollte. So blieb ich noch eine Nacht in Campo Grande und versuchte mich mit einem Wrack von einem Kanadier zu unterhalten. Man, he was a fuckin' disgusting motherfucker man – ich legte mich früh schlafen.

In Porto Alegre logierte ich also in Oriols Wohnung. Er arbeitet hier für ein Weilchen an der Uni. Ich staunte nicht schlecht, als er mir seine Privatuni zeigte. Ihr Portal gleicht einem Einkaufszentrum, hat Läden und Rolltreppen, und die Kantine bietet vorzügliches Buffet für fast nix. An Kontrasten mangelts in diesem Land nicht.

Die Stadt hat nicht viel zu bieten, trotzdem lohnte sich der Besuch wegen Oriol und seinen Leuten hier.

Weiter gings nach Montevideo. Auf einen Schlag änderte sich das Klima, und mein Herbst begann (auch wenn es hier der Frühling ist). Ich musste feststellen, dass mir das

Spanisch schon wieder etwas Mühe bereitete. Schade, dass ich Brasilien genau dann verlasse, als mir mein Portugiesisch so langsam Unterhaltungen zu ermöglichen beginnt. Ich gewöhnte mich aber doch einigermaßen rasch wieder an das Spanische, auch wenn den Leuten mein Portuñol am Anfang recht unverständlich war.

In einem uralten Hotel mit Seniorenkundschaft fand ich ein leicht schäbiges, aber sehr "heimeliges" Zimmer. Der modrige Geruch der kalten Luft erinnerte mich an Chile oder den Altiplano, wo ich des öfteren so logierte. Ein seltsames Gefühl von Sehnsucht befiel mich, dabei war das immernoch während derselben Reise – und doch schon lange her. Ein sehr schönes Gefühl.

Ich schlenderte viel durch diese sympathische Stadt, wo sich Männer zur Begrüssung küssen und jeder, wirklich jeder mit einem Mate⁷ herumläuft, Mate in der einen, Thermosflasche in der anderen Hand. Die Stadt könnte genauso gut in Spanien liegen. Mestizos gibts hier fast nicht, alles Weisshäuter mit spanischem Aussehen.

Hier fand ich aber auch etwas wieder, woran es Brasilien einfach ein wenig fehlt: Platz für Melancholie.

Das Nachtleben ist leider etwas schwer zu entdecken. Der öffentliche Verkehr ist nicht gerade von hoher Taktrate, und wehe dem, der vor 24:00Uhr aus dem Haus geht. Dann öffnen Bars oder Pubs frühestens ihre Tore. Kommt dazu, dass ich dank schlecht aktualiesirertem Guide eine Bar suchte, die seit einem Jahr geschlossen ist und am Samstagabend(!) einzelne Discos geschlossen waren.

Meine letzte und mit 2h seit langem kürzeste Busfahrt führte mich nach Colónia, einem hübschen Städtchen, von wo ich einen Tag später die Fähre nach Buenos Aires bestieg.

⁷Mate, hier Yerba Mate, ist eine art Tee, welche im Süden Brasiliens (dort heisst er Chimarrão und ist nicht ganz dasselbe), in Uruguay und Argentinien aus kunstvollen Gefässen mit einem Metallröhrchen getrunken wird. Das Wort wird sonst auch für alle Tees benützt, die nicht Schwarztee sind, z.B. Mate de coca

Das Hostal, das mir von anderen empfohlen wurde, ist der Hammer. Es ist im sympathischsten Viertel von Buenos Aires, San Telmo, gelegen, stilvoll eingerichtet und voll mit guten Leuten.

Nachdem ich mich etwas in Shopping-Gassen verirrt hatte, fand ich am Abend eine Bluesband im Café Arbol, welches ich seither frequentiere.

Am Dienstag machte ich einen Spaziergang nach "La Boca", einem malerischen, aber im Zentrum ekelhaft touristischen Viertel. Viele Sehenswürdigkeiten sah ich diese Woche nicht, da auch hier das Nachtleben weit in den Morgen verschoben ist und dadurch viel vom Tag verlorengelassen. Man kommt irgendwie nicht drumherum. Mal Blues, mal Jazz, mal Mist, mal mit Leuten vom Hostal, mal mit Argentinern oder auch einfach mal ein Geburtstagsfestchen der bis anhin unbekannten Kollegin des Kollegen.

Eine Tangoshow durfte natürlich nicht fehlen. Es wurde zwar teuer, war aber sehr beeindruckend. Ein Sänger mit Gitarre, ein Duo mit Akkordeon und Piano, und natürlich ein Tanzpaar lösten sich ab. Die alten Herren spielten göttlich. Ihre Musik kam von Herzen und hatte dieselbe Ausdruckskraft wie die alten Gesichter ihrer Musiker. Das junge Tanzpaar beeindruckte durch Präzision und Artistik.

Der Unterschied zwischen Argentinien und dem Rest Südamerikas zeigt sich im Tango sehr deutlich. Im Gegensatz zu Samba, Salsa oder Forró ist Tango nicht unbedingt sexy, sondern elegant, von gehobenem Niveau, sehr wohl verführerisch, aber mit Respekt. Auch in Kleidung oder Einrichtung zeigt sich, dass Argentinier Stil haben.

Das Land steckt sehr wohl in der Krise, hat aber schon den gehobenen Standard, die Infrastruktur, die wir kennen. Dass der Peso innerhalb kurzer Zeit auf einen Viertel des Wertes gesunken ist, hat die Bevölkerung sehr unterschiedlich getroffen. Import oder Reisen sind unerschwinglich geworden, aber Angestellte von internationalen Firmen haben jetzt z.T. ein besseres Lohn-Lebenshaltungskostenverhältnis. Andere aber, vermutlich die Mehrheit, können sich kaum noch etwas leisten, da die Preise in Pesos gestiegen

sind, die Löhne aber nicht.

Für Reisende ist es ein Traum. Man bezahlt fast nix, kriegt aber Qualität dafür. Auch wenn ich Shopping hasse, hier musste es sein.

Das schöne an Argentinien ist, dass die kulturelle Barriere sehr viel niedriger ist, als in anderen Ländern. Oft ist es sehr schwierig, als weisser Mann einfach nur ein interessantes Gespräch mit einer Frau zu führen. Das passt irgendwie nicht ins Bild. Hier sind die Leute gut gebildet, und ihre Gedankengänge sind näher bei den unseren. Ein solches Gespräch mit einer argentinischen Studentin warf meine These etwas über den Kopf, Bildung sei der erste Lösungsansatz für die südamerikanischen Probleme.

Man könnte ja meinen, wenn die Leute beginnen, zu erkennen, was abläuft und sich ihre eigenen Gedanken machen, ändere sich etwas.

Argentinien ist ein Gegenbeispiel. Die Leute haben Bildung und scheinen zu wissen, was läuft, es ändert sich aber trotzdem nichts. Die Hohen bereichern sich reichlich, und wer sich auflehnt, verschwindet vielleicht ganz einfach, was ja für den ganzen Kontinent gilt. So ist es eigentlich ein Wunder, dass Lula, der vermutlich zukünftige Präsident Brasiliens noch lebt. Nur weil sich die Spekulanten rund um die Welt in die Hosen machen, wenn ein Sozi mit neuen Ideen an die macht kommt, geht die brasilianische Wirtschaft vor die Hunde. Der Real sank in den zwei Monaten, in denen ich in Brasilien war, von 3 Real/US\$ auf 4 Real/US\$.

Buenos Aires war ein schöner Abschluss meiner Reise und griff mit Akklimatisation an schweizer Verhältnisse schon etwas vor. Jetzt wartet eine gute Flasche Wein und irgendeine Party für die letzte Nacht in Südamerika auf mich.

Es ist mit gemischten Gefühlen verbunden, diesen Kontinenten zu verlassen und meine Reise zu beenden. Auch wenn es schmerzt, freue ich mich doch sehr darauf, zu Euch zurückzukehren.

28.10.02 zu Hause

Mit Durchfesten hatte ich die letzten Nächte verbracht. Die allerletzte Nacht in Buenos Aires begann mit dem besten Wein, den ich auftreiben konnte, gefolgt von indischem Essen kurz vor zwölf. Es war mir absolut egal, wo wir landen würden, ich wollte einfach mit meinen Leuten festen. So verschlug es uns an eine üble House-Party voller Pillenspicker und Sonnenbrillenimdunkelnträger, welche auf dem Klo eine halbe Stunde vor dem Spiegel stehen, um sich an ihrem Äusseren zu ergötzen (ja, die Männer!). Amüsant war es allemal. Um 7:00 Uhr machte ich mich mit übermüdet-unscharfem Blick auf den Heimweg, um mich noch für drei Stunden hinzulegen, bevor ich zum letzten Mal meinen Rucksack packen musste. Nur knapp fanden die neuen Kleider, zwei Flaschen Wein und 1.5kg Yerba Mate Platz.

Noch vor einer Woche wünschte ich mir den Abreisetag herbei, doch jetzt fiel er mir schwer. Aber es war an der Zeit. Nicht nur vom Datum, auch vom Gefühl her. Beim Abheben des Fliegers riss mir die Fliehkraft eine Träne zu Boden. Die Träne wollte auf diesem Kontinent bleiben, der mich über sieben Monate beherbergt hatte. Meine Reise fand ihr Ende. Ein Teil meines Herzens würde zurückbleiben und dort auf mich warten. Der verbleibende Teil freute sich jetzt auf das Wiedersehen mit Charlotte und all jenen, die ich so lange Zeit nicht gesehen hatte.

Wenn der Flug auch kürzer war als manche Busfahrt, so dauerte er doch sehr, sehr lange.

Da ich die letzten drei Tage fast nicht geschlafen hatte, war ich sehr am Ende, als ich am Flughafen begrüsst wurde. Aber es spielte keine Rolle. Ich war einfach glücklich, wieder hier zu sein.

So sehr mich der anschliessende Apéro mit meinen Eltern und meinen Freunden auch freute, so war ich dann doch sehr dankbar, als ich mich früh in mein Bett verkriechen durfte. Es war ein eigenartiges Gefühl, wieder vor meiner Haustür zu stehen. Ich hatte nicht im geringsten das Gefühl, es sei lange her, sie gesehen zu haben; vielleicht

eine Woche, zwei?

Der Herbst war noch nicht gegangen. Er war sogar so grosszügig, mir noch ein, zwei schöne Tage aufzusparen. Ich freue mich auf den ersten Frühling und Sommer seit zwei Jahren, aber auch den bevorstehenden Winter nehme ich nicht zu tragisch, hatte ich doch auch etwas Sommer im Südwinter.

Die nächsten zwei Wochen waren schon am ersten Tag verplant, meine Agenda schon wieder zum Platzen voll. Bigbandproben schon am nächsten Tag, zwei Tage Expo02 und andere Pflichten und Freuden.

Mein Saxophon musste nicht lange warten, bis ich mich ihm widmete. Es erstaunte mich, dass meine Finger nichts vergessen hatten – aber mein Ansatz hatte natürlich stark abgegeben. Das Ausdrucksmittel Musik hatte mir sehr gefehlt, jetzt habe ich es wieder.

An der Expo kriegte ich gleich eine gehörige Portion Schweiz nach langer Abstinenz.

In der ersten Vorlesung kam ich mir recht deplatziert vor. Die meisten hatten noch vor zwei Wochen die letzten Prüfungen und lebten auch sonst in einer ganz anderen Welt. Und waren sie nicht vor kurzem noch ein Jahr unter mir? Hatte ich da etwas nicht mitgeschnitten? Jedenfalls begreifen sie alle schneller, was versucht wird, uns beizubringen. Der Herr Kollege Laplace ist kein sehr angeregter Reisegefährte, er ist einfach etwas zu komplex. Und ein Phasor hat, soweit ich mich erinnern kann, nicht viel mit Kokosmilchtrinken zu tun.

Einiges hat sich offensichtlich verändert; das Schweizerkreuz ist jetzt hip, und unsere Mensa kriegte einen neuen Fussabtreter. Anderes blieb, wie es war; Mr. Bellevue steht noch immer mit riesiger Sonnenbrille, schütterem Haar, Ledermantel und Cowboystiefeln am Stehtischchen, und der Sekundenzeiger an der SZU-Haltestelle Brunau steht noch immer still.

Inzwischen ist meine Hornhaut abgeraspelt, der Bart gestutzt, und ich bin schon wieder voll im Studileben. Ich hatte während der Reise befürchtet, zu schnell wieder dem

Alltag zu verfallen. Nun, so mag es gekommen sein, aber einen immer gleichen Alltag hatte ich noch nie. Anscheinend ende ich immer mit einer vollen Agenda – voll mit Dingen, die mir Spass machen.

Ich hatte die Chance, einen Traum zu verwirklichen und habe sie genutzt. Für diese Chance bin ich sehr dankbar. Das Gelernte und Gelebte mitzunehmen, ist nicht immer einfach, aber ich gebe mir Mühe.

Ich liebe mein Leben.

Anhang

A Reisestatistik

Während meiner Reise habe ich ständig ein Minimum an Daten gesammelt. Zum einen kann diese Auswertung eine Hilfe für angehende Reisende sein, zum anderen ist sie aber auch ein Spiegel gewisser lokaler Umstände. Zum Teil sollen die Werte auch nur zu einem Schmunzeln verleiten.

A.1 Kilometer

Die Kilometerangaben wurden im Nachhinein mithilfe eines Kartenmasstabes geschätzt.

Land	km	CHF/100km
Chile	5'900	5.70
Bolivia	3'600	3.80
Peru	3'900	8.30
Brasil	15'700	2.22
Uruguay	1'000	
Total	30'100km	

Diese km teilen sich wie folgt auf die verschiedenen Verkehrsmittel auf:

Bus	24'400km	
Schiff (Amazonas)	4'700km	6.30 CHF/100km ^a
Zug	1000km	

^aincl. Essen und Schlafen

A.2 Zeit

Statistik der Busfahrten:

Land	Reisestunden	Ø Stunden Fahrt	CHF/h
Chile	92h	6.13h	3.70
Bolivia	100h	9.09h	1.40
Peru	124h	9.54h	3.30
Brasil	172h	15.63h	2.22
Uruguay	14h		
Total	502h (= 21d)		2.50

Alle Verkehrsmittel:

Bus	21d	2.50CHF/h
Schiff (Amazonas)	13d	^a 0.71CHF/h
Zug	14h	
Flugzeug ^b	37h	44.05CHF/h

^aincl. Essen und Schlafen

^bHin&Rückflug

A.3 Alltagskosten

Folgende Angaben hängen natürlich stark vom Reisetil ab. Die genannten Zahlen sind eine mit tolerierbaren Kompromissen untere Grenze.

Land	Übernachtung [CHF]	Mittagessen [CHF]
Chile	10	
Bolivia	2.50-5	^a 1.50-2
Peru	5	^a 1.50-2
Brasil	10-15	3

^aam Mercado

Dasselbe in der jeweiligen Landeswährung

Land	Übernachtung	Mittagessen
Chile	4000-5000 Peso	
Bolivia	10-20 Bolivianos	^a 5-8 Bolivianos
Peru	10 Soles	^a 3-5 Soles
Brasil	20-30 Reais	6-8 Reais

^aam Mercado

A.4 Geldverbrauch

Folgende Angaben sind nicht sehr aussagekräftig. Sie sind sehr viel mehr vom momentanen Reisestil als vom Land beeinflusst (In Bolivien z.B. ist die verhältnismässig teure Sprachschule mitgezählt und in Brasilien verfälscht die billige Amazonasreise den Wert). Der Vollständigkeit halber seien sie aber aufgeführt. In den Zahlen stecken alle Ausgaben, ausser den Flugkosten.

Land	Ø Tagesverbrauch [CHF]
Chile	39
Bolivia	38
Peru	36
Brasil&Rest	33